Paed.
301

atl. Bibliothek
egensburg

~~III 270~~

Paed. 301

lehr

Franz Traugott.

Eine lehrreiche Kindergeschichte.

Neue, verbesserte Auflage.

Salzburg, bey Franz Xav. Duyle. 1799.

Staatl. Bibliothek

Erstes Kapitel.

Der Knabe möchte gern lesen, und kann nicht.

In der berühmten Stadt Salzburg lebte vor einigen Jahren der ehrbare Herr Johann Georg Traugott, Bürger und Einwohner daselbst. Er hatte einen Knaben, mit Namen Franz, der ungefähr acht Jahre alt war. Der Knabe war frisch und gesund, und dabey munter und neugierig, und machte seinem Vater viel zu schaffen. Denn wo er immer was Neues sah, das mußte er dir rechts und links beschauen; er wollte von allem etwas wissen, und fragte bald dieß und bald das.

Kinder und Narren wissen mehr zu fragen, als ein Doctor beantworten kann: so dachte Vater Traugott; und da er seiner Arbeiten wegen nicht Zeit hatte, sich immer mit dem kleinen Frager abzugeben, so beschloß er, ihn in die Schule zu schicken.

An einem schönen Herbstabend, da der Knabe eben mit seinen gewöhnlichen Fragen angezogen kam: was dies und was das und was jenes sey, da griff Herr Traugott nach einem Büchlein, und sagte: Da nimm das Büchlein; darin steht alles geschrieben, was du zu wissen verlangst. Der Knabe streckte seine Hand sogleich darnach aus (denn das Büchlein war schön und zierlich gebunden), blätterte es neugierig durch; und es schien, als hätte er große Lust zu lesen. Allein er mochte es auch noch so oft durchblättern, und die Nase noch so tief hineinstecken, so verstand er doch von allem, was darin stand, nicht eine arme Sylbe. Da ward der Knabe traurig, und sagte zu seinem Vater mit verdroßner Mine: Lieber Vater! ich kann ja nicht lesen. „Wenn du nicht lesen kannst, sagte Vater Traugott: so mußt du es lernen. Franz! Morgen gehst du das erste Mal in die Schule.„

Zweytes Kapitel.

Franz geht gern in die Schule.

Am folgenden Tage, da der Himmel nur so eben zu grauen anfieng, stand Franz schon auf seinen Beinen. Er hatte die Nacht hin-

durch

durch wenig geschlafen, und konnte den Tag kaum erwarten: so groß war seine Freude, daß er nun in die Schule gehen durfte. Denn sein Vater hatte ihm oft erzählt, daß Leute, welche als Knaben in der Schule fleißig gewesen waren, sodann in ihrem Alter zu Gut und Geld und Ehren gekommen wären; und daß noch heut zu Tage viele Salzburger sich in fernen Ländern befinden, die alles haben, was sie sich nur wünschen: Essen, Trinken und gute Gesundheit. Denn, setzte Vater Traugott bey dergleichen Erzählungen gewöhnlich hinzu: Wer in seiner Jugend was Rechtes gelernt hat, er sey nun Bürger, oder Bauer, oder Edelmann, der trägt nicht schwer daran; er kanns überall brauchen; und es wird ihm wohl gehn, wo er immer seyn mag: im ganzen heiligen Römischen Reiche, in Europa und Afrika, in Asien und Amerika.

Endlich schlug es halbe acht Uhr: da nahm der Knabe sein Buch, küßte seinem Vater die Hand, und ging schnurgerade der Schule zu, ohne, wie einfältige Kinder pflegen, hier und dort stehen zu bleiben, und die Häuser und die Leute anzugaffen.

Drittes Kapitel.

Aus dem Knaben kann noch etwas Rechtes werden.

An demselben Tage las der Lehrer eben aus einem Buche sehr schöne Sachen vor: darin stand nämlich geschrieben, wie sich ein braver Knabe in der Schule verhalten soll, wenn es ihm damit Ernst ist, etwas zu lernen, und verständig zu werden. Da hieß es unter andern;

Alle Schüler müssen mit dem Glockenschlage in der Schule erscheinen. Nur der Faule darf zu spät kommen.

Ein jeder muß gewaschen, gekämmt und ordentlich angekleidet in der Schule erscheinen. Die schmutzigen Kinder hat Niemand gern.

Obst, Brot und andere Eßwaren, oder auch Spielzeug darf Niemand mit sich in die Schule nehmen. In der Schule ist keine Zeit zum Essen und Tändeln.

Ein jeder muß dem Lehrer die Wahrheit sagen, außer wer Lust hat, ein Lügner, und ein Dieb zu werden.

Wer

Wer in der Schule gar nichts lernen, und immer ungeschickt bleiben will, darf nur seine Bücher, den Schreibzeug, Feder, Papier und Schiefertafel vergessen.

Wenn einer von den Obern, oder ein Fremder in die Schule kommt, so stehen alle höflichen Kinder sogleich auf. Denn das ist schön, und kostet nichts.

Nach der Schule sollen die Knaben ruhig und still nach Hause gehen. Nur dumme und grobe Buben stossen, lärmen und laufen.

Als der Lehrer mit dem Lesen zu Ende war, versprachen alle Kinder, das alles genau zu befolgen. Der kleine Franz Traugott war nicht der letzte: „Lieber Herr! sagte er: ich werde gewiß kein fauler und grober Bube seyn.„ Das gefiel dem Lehrer sehr wohl, und noch an demselben Tage sagte er zu einem geistlichen Herrn: Aus dem kleinen Sohne des Herrn Traugott wird einst noch etwas Rechtes werden.

Viertes Kapitel.

Alles läßt sich lernen, wenn man nur ernstlich will.

Der kleine Franz ließ sich nun das Lernen recht eifrig angelegen seyn. Anfangs ging es freylich etwas schwer, und die Kenntniß der Buchstaben und das Buchstabiren ward ihm zu Zeiten ziemlich sauer. Bey einigen Buchstaben setzte ihn nämlich die Aehnlichkeit des Lautes; bey andern die Aehnlichkeit der Form in Verlegenheit. Traurig blickte er da oft den Lehrer an, und schien zu sagen: Ja, wer das nur auch könnte! Allein der Lehrer munterte ihn beständig auf, und erinnerte ihn an den schönen Spruch:

Der Anfang ist nur schwer;
Das Mittel ist schon leicht.
Das End ist lustig; denn
Da ist das Ziel erreicht.

Franz lernte also recht wacker fort; und ehe noch neun Wochen ins Land kamen, konnte er schon ziemlich fertig lesen. Wer war nun froher, als Franz? Er sah itzo ein, daß alles genau zutreffe, was ihm der Lehrer so oft gesagt hatte: alles läßt sich lernen, wenn man nur ernstlich will; und wer nichts lernt, ist selbst Schuld daran. Auch merkte

der Knabe es itzo erst, wie schön und wahr es sey, was er bey seinem ersten Eintritt in die Schule an der schwarzen Tafel mit großen Buchstaben angeschrieben sah:

O wie ist's so schön,
In die Schule gehn,
Und was lernen drin!
Der Vater lobet mich,
Die Mutter liebet mich,
Wenn ich fleißig bin.

Lesen lernet man,
Und wer schreiben kann,
Rechnen oben drein,
Dabey sittsam ist,
Gottes nicht vergißt,
Der kann fröhlich seyn;
Er wird glücklich seyn.

Fünftes Kapitel.

Das Aug des Menschen ist Goldes werth.

Franz war von der Zeit an noch zweymal fleißiger, als er bisher gewesen war. So oft er in die Schule kam, setzte er sich auf seinen ihm angewiesenen Platz, und gab auf sonst nichts Achtung, als auf den Lehrer. Besonders war er ganz Auge und Ohr, so oft dieser,

ser, seiner Gewohnheit gemäß, mit seinen Schülern über verschiedene Sachen Unterredungen hielt. So sprach er einst von dem künstlichen Baue des Auges, worin sich, wie in einem Spiegel, Wiesen und Aecker, Thäler und Berge, Blumen, Bäume, und Thiere aller Art abbilden. Wie viele Freuden verschafft uns nicht das Aug? Wie angenehm ist's, den heitern Himmel und die schönen Sterne, die Sonne, den Mond, Brüder und Schwestern, unsern guten Vater und die liebe Mutter zu sehen!

Ich trete vor den Spiegel hin,
Und seh mich selber, wie ich bin.
Entfernung, Größe, Farbe, Licht,
Der Mutter liebreich Angesicht
Kenn' ich allein durch das Gesicht.

Als ich noch ein Knabe war, so wie ihr nun seyd, sagte der Lehrer: da hüpfte mir jederzeit das Herz vor Freude, so oft ich meine Mutter erblickte. Ich glaubte, ich sehe einen Engel. „Auch ich sehe meine Mutter so gern, sagte Franz Traugott. Auch ich, sagten die übrigen Schüler.„ Und doch, fuhr der Lehrer fort, seyd ihr so unvorsichtig, als wenn ihr nicht wüßtet, was für eine große Wohlthat Gottes das Augenlicht sey. Ihr fuchtelt mit Scheeren, Messern, Gabeln und dergleichen spitzigen Werkzeugen; ihr werfet so oft mit Koth und Sand, mit Steinen und im Winter mit Schneeballen

auf-

aufeinander. Wahrhaftig! es braucht wirklich einen Engel, der euch schütze.

Stellt euch einmal vor, ihr verlöhret durch einen Steinwurf, oder durch einen Messerstich eure Augen: wie unglücklich würdet ihr da seyn! Ihr würdet nichts, gar nichts würdet ihr mehr sehn. Alles würde schwarz um euch herum seyn, und wenn ihr am Rande eines tiefen Grabens ständet, ihr würdet das nicht bemerken, sondern hinunter in die Tiefe stürzen. Ein blinder Mann ist wohl ein armer Mann! Daher meine Kinder! haben auch alle Menschen ihre Augen so lieb; daher sagen wir von einem Menschen, der uns theuer ist: er ist mir so lieb, wie mein Augapfel.

Sechstes Kapitel.

Auch die Ohren sind eine große Wohlthat Gottes.

Auch von den Ohren wußte der Lehrer sehr viel Schönes zu sagen. Auch sie verschaffen uns viel und großes Vergnügen. Wir hören den Gesang der Vögel, das Rauschen des Wassers, das Sausen des Windes, die Stimmen der Thiere und Menschen; wir hören, was unsre Eltern und andere liebe Personen mit uns sprechen.

Die

Die Biene summt, das Wasser rauscht,
Die Nachtigall, von mir belauscht,
Der Zeisig und die Lerche singt:
Ich höre, daß es lieblich klingt.

Er erzählte sodann, wie vielen Unglücken Menschen ausgesetzt sind, die man Taubgeborne nennt; und bat seine Schüler, das kostbare Sinnenwerkzeug ja nicht muthwillig zu beschädigen. Gott hat es wohl sehr gut mit uns gemeint, daß er uns nicht nur zwey Augen, sondern auch zwey Ohren gab; denn so werden wir durch den Verlust eines einzigen doch nicht ganz unglücklich.

Aber warum, fragte Franz Traugott: haben wir zwey Ohren, und nur einen Mund? Das will ich dir sagen, sagte der Lehrer: merke dir aber die Antwort wohl; es ist die Antwort eines Weisen, die er einst einem Jünglinge gegeben hat:

Mit einer Zunge und zwey Ohren
Bist du, mein liebes Kind geboren,
Damit du mehr hören, als reden sollst.
Drum öffne gern dein Ohr der Weisheit holden Lehren:
Es ist zu spät, im Alter sie zu hören.

Mitunter warf der Lehrer wohl auch verschiedene Fragen auf, welche ihm die Kinder beantworten mußten, z. B.: Wozu dienen die Augenbraunen, Augenwimpern, Augen-

genlieder? Ist auch das Ohrenschmalz zu etwas nütze? Wodurch können Augen und Ohren beschädiget werden? Bey Beantwortung dieser und anderer Fragen bewies kein einziger Knabe so viele Geschicklichkeit, als Franz.

Siebentes Kapitel.

Dank Gott auch für die übrigen Sinne.

An den folgenden Tagen sprach der Lehrer auf eine ähnliche Art von den noch übrigen Sinnen. Er machte seinen Kindern besonders den Unterschied bemerkbar, welcher zwischen Schmecken und Riechen ist; weil diese beyden Wörter gewöhnlich miteinander verwechselt werden. Da die Kinder ihm mit der größten Aufmerksamkeit zuhörten, beschloß der Lehrer, ihnen eine besondere Freude zu machen. Er schrieb nämlich, um den Scharfsinn seiner kleinen Schüler zu wecken, und auf die Probe zu stellen, folgende zwey Räthsel an die Tafel:

Es sind zwey Fenster, die man trägt,
Wo jedes, wenn ich will, sich regt,
Man blickt durch sie hinein ins Haus,
Doch öfter noch blickt man heraus.

Wir sind fünf Diener. Jeder hat
Ein Amt bey dir, und dient dir früh und spat.
Ohn' uns verstehst du nichts; ohn' uns sind keine
Freuden,
Und nur durch deine Schuld gewähren wir dir
Leiden.

Diese beyden Räthsel machten den Kindern viel zu schaffen. Jedes dachte in der Stille nach, was doch der Sinn davon seyn möchte, und schrieb dieses und jenes, so wie es nämlich glaubte, auf seine Schiefertafel hin, wie es der Lehrer befohlen hatte. Als nun dieser die Schiefertafeln alle durchsehen hatte, da fand es sich, daß Franz Traugott allein beyde errathen habe.

Achtes Kapitel.

Franz im Garten.

Als der Knabe nach Hause kam, da konnte er sich nicht mehr halten vor Freude. Sein Vater mußte sich, er wollte oder wollte nicht, alles erzählen lassen, was er seit einigen Tagen in der Schule gesehen, gehört, und gelernt hatte. Herr Traugott hörte ihm aufmerksam zu, und lächelte heimlich vor Freude; denn er wußte, wie nützlich das alles

sey, was der Knabe gelernt hatte. Endlich sagte er zu ihm: Ich sehe, daß du in der Schule aufmerksam gewesen bist; und das freuet mich. Ich will dir also auch eine Freude machen. Heute kommst du mit mir in den Garten; da will ich sehen, ob du deine Sinne auch brauchen kannst.

Der Garten des Herrn Traugott lag außerhalb der Stadt; und Franz hatte denselben seit dem Frühjahre nicht mehr gesehen. Wie groß war also sein Erstaunen, als er alles wider seine Erwartung verändert, und doch so schön fand! Der Garten des Herrn Traugott war aber kein sogenannter Englischer Garten, dergleichen die großen Herren anzulegen pflegen. Auch sah man daselbst keine Pyramiden und Alleen von Taxus, Buchsbaum, Tannen und andern unfruchtbaren Bäumen, keine Bildsäulen, noch Grotten und Springbrunnen. Aber alles, was da war, bezahlte den Platz reichlich, den es einnahm. Gleich bey dem Eintritt waren etliche Beete voll Blumenkohl; darauf folgten eine Menge Beete voll Kohlrabi, Blaukohl, Salat, Endivien, Sellerie, Petersilge, Zwiebeln, Erbsen, Bohnen, Möhren und anderen Dingen, die gut schmecken, und sehr heilsam sind. Durch den Garten liefen ganze Reihen von Fruchtbäumen, die von den besten Sorten von Aepfeln und Birnen voll hiengen. An-

den

den Wänden standen, auf der einen Seite, Pfirsichbäume, auf der andern Weinstöcke, deren volle Trauben man kaum ansehen konnte, ohne lüstern zu werden.

Franz stand entzückt da. Er faßte die Hand seines Vaters, drückte sie, und sagte: ey! wie schön ist es da! wie schön sind die Früchte, die die Bäume tragen! — Ja, mein Sohn! sprach Herr Traugott: schön sind die Früchte, die die Bäume tragen; und auch mich freuet es, dieses zu sehen. Aber noch ungleich mehr wird es mich freuen, wenn auch du einst gute Früchte tragen wirst!

Jungen Bäumchen sey du gleich,
Anmuthsvoll sey deine Blüthe:
Einst sey auch an Früchten reich,
Reich an Segen und an Güte!

Neuntes Kapitel.

Das Lied von den Sinnen.

Diese Worte fielen dem kleinen Franz auf das Herz: er ging still und langsam in dem Garten herum, und dachte hin und her, was sein Vater damit sagen wollte; und was das wohl für Früchte wären, die ein guter

Mensch tragen müsse. Indem er nun so in Gedanken dem Gartenhause nahe kam, hörte er auf einmal eine Stimme, die noch weit lieblicher klang, als die schönste Stimme eines Vogels. Es war seine Schwester: diese saß bey ihrem Nähküssen im Sommerhause, arbeitete emsig, und sang dazu. Franz hörte ihr lange mit Wohlgefallen zu, und da sie mit dem Gesange zu Ende war, da bat er sie, ihn doch auch das schöne Lied zu lehren. Therese (so hieß seine Schwester) war ein liebes, freundliches Mädchen, das jedermann gerne einen Gefallen that. Sie lehrte also ihren Bruder folgendes Lied:

Wie wunderbar bin ich gemacht!
Mit welcher Kunst, mit welcher Pracht!
Je mehr ich mich betrachte, wird
Mein Herz zu frommen Dank gerührt.

Da tret' ich vor den Spiegel hin,
Und seh mich selber, wie ich bin.
Und horch! mein kleiner Vogel singt;
Ich höre, daß es lieblich klingt.

Ich geh in Garten — ha die Luft
Ist warm und voll von süßem Duft;
Und meine Nase spüret gern,
Die Wohlgerüche nah und fern.

Das ist doch künstlich ganz gewiß!
Und wozu hab' ich alles dieß?
Um froh zu merken, daß ich bin;
Denn glücklich macht mich jeder Sinn.

Der blinde Mann, der gestern kam,
Und traurig seinen Pfennig nahm;
Der arme, stille, blinde Mann
Zeigt mir das Glück der Sinne an.

Er kann nichts sehen; Dunkelheit
Verschließt die Welt ihm weit und breit;
Die Sonne geht für ihn nicht auf,
Vollendet nicht für ihn den Lauf.

Ob Mittag oder Nacht es sey,
Das ist ihm alles einerley.
Er hört die Lerche singen früh,
Und fraget: warum singet sie?

Das weiß er nicht, daß sie entzückt
Der Dämmerung entgegen blickt;
Daß sie den jungen Tag begrüßt,
Der ihr so hoch willkommen ist.

O blinder Mann! du weißt es nicht,
Wie mir das Herz vor Wehmuth bricht!
Ich fühle meiner Sinne Glück,
Und danke Gott mit nassem Blick.

Zehentes Kapitel.

Der Mann mit einem Arm.

Der Abend nahte heran; und Herr Traugott ging, seinen Sohn an der einen — und seine Tochter an der andern Hand, wieder in die Stadt zurück. Seine Kinder dankten ihm

herz=

herzlich für das Vergnügen, das er ihnen gemacht hatte; und gaben ihm von allem Rechenschaft, was sie in dem Garten gesehen, und bemerkt hatten.

Geben Sie doch einem armen, elenden Menschen einen Pfennig! so rief eine Stimme hinter einem alten Baume hervor, und unterbrach ihr Gespräch. Herr Traugott wandte sich nach der Seite, wo die Stimme herkam; und sieh! da saß ein Mann mit blassem Gesicht, der den rechten Arm verloren hatte, und mit der linken Hand den Hut hielt, um ein kleines Almosen zu empfangen.

Um des Himmels willen! sagte Herr Traugott: wie seyd ihr zu dem Unglücke gekommen?

Ach, mein lieber Herr! antwortete der arme Mann: Ich erschrecke, so oft ich diese Frage höre. Denn an meinem Unglück ist Niemand Schuld, als ich allein. Ich bin so gesund und gerade auf die Welt gekommen, als Sie. Aber da ich jung war, war ich gar ein leichtfertiges, verwegenes Kind. Ich kletterte gern, und sprang über Stühle und Bänke, und manchmal wohl gar eine halbe Treppe hinunter. Kind! Kind! sagte mein Vater und meine Mutter oft: klettere und spring nicht immer! Aber ach! ich folgte

 nicht!

nicht! O, hätte ich doch gefolgt, da würde ich jetzt ein ganz anderer Mann seyn!

Einmal stieg ich, meiner Gewohnheit nach, auf den Tisch, und wollte von demselben herunterspringen. Aber da ich dem Rande desselben nahe kam, schlug der Tisch um; ich stürzte herunter, der Tisch über mich, und mein rechter Arm, — ach, lieber Gott! der war ganz zerbrochen. Auf mein Geschrey kamen meine Eltern mir zu Hilfe. Man holte einen Bader, der mich verbinden mußte. Drey Wochen hat er mich gemartert und geschnitten, und einen Splitter nach dem andern aus dem Arme herausgehohlt. Endlich ward der ganze Arm schwarz; und da mußte er ihn denn abschneiden. Ach! das war ein Schmerz! Hernach nahm er ein glühendes Eisen, und brennte mich damit, daß ich nicht verbluten sollte. So wurde ich ein Krüppel, und ein Bettler. Bey diesen Worten stürzten ihm Thränen aus den Augen, und flossen traurig über seine Wangen herab. Ach! setzte er noch hinzu: gesunde Glieder sind mit keinem Geld zu bezahlen!

Herr Traugott war sehr gerührt: er gab dem armen Manne ein Stück Geld; ging mit seinen Kindern fort, und dachte in der Stille dem menschlichen Elend nach. Nach langem Schweigen sagte er endlich zu seiner Tochter

und zu seinem Sohne: liebe Kinder, vergesset den heutigen Tag nie; ihr habt an demselben viel lernen können!

Eilftes Kapitel.

Was der Herr Pfarrer von dem menschlichen Elend hält.

Zu Hause fand Herr Traugott seinen lieben Vetter, einen alten, ehrwürdigen geistlichen Herrn, welcher ehedem in dem Gebirge viele Jahre als Pfarrer gestanden, und nun in der Stadt seine übrigen Tage in Ruhe zu verleben dachte. Da besuchte er nun fast jeden Abend den Herrn Traugott, und sprach mit ihm, mit Franz und Therese. Denn er war ein großer Freund von Kindern, wenn diese fleißig, manierlich und folgsam waren. Dem Herrn Traugott ging die Geschichte mit dem einarmichten Bettler noch viel zu sehr in dem Kopfe herum, als daß er sie vor seinem Herrn Vetter hätte verschweigen können. Er erzählte ihm also den ganzen Vorfall, und konnte sich dabey kaum der Thränen enthalten. Der geistliche Herr hörte mit großer Aufmerksamkeit zu; und, da Herr Traugott mit der Erzählung zu Ende war, so sprach er: Nun da haben sie einen neuen Beweis

von der Wahrheit meines Satzes, daß das menschliche Elend vom Menschen selbst, und fast immer von seiner Jugend herrührt. Ich habe einmal einen Knaben gekannt, der leichtsinnig und unüberlegt mit Steinen nach den Hunden warf. Es war blosser Muthwille, der ihm aber einmal schlimm belohnt wurde. Er warf nämlich nach einem großen Hunde: dieser kehrte sich um, riß den Knaben zu Boden, und biß ihm ein Loch in den rechten Fuß. Das hätte ich nicht gedacht, daß der Hund so böse wäre, sagte er; und hatte nun den Schaden, der ihn sehr schmerzte.

Dennoch machte ihn dieser Fall nicht klüger. Denn als seine Wunde geheilt war, ging er bey einem Pferde vorbey, und versetzte ihm einen kleinen Hieb mit der Gärte. Das Pferd schlug hinten aus, und traf ihn so gewaltig, daß er drey Schritte weit zurückflog, und sinnlos in seinem Blute da lag. Ein ganzes halbes Jahr mußte er nun die heftigsten Schmerzen ausstehen; und als seine Eltern ihm seine Unbesonnenheit verwiesen, sagte er zu seiner Entschuldigung: ich hätte nicht gedacht, daß das Pferd so tückisch wäre.

Der Knabe ward Jüngling, aber deßwegen um nichts klüger. Immer begegnete ihm ein schlimmer Vorfall nach dem andern,

und immer hörte man ihn sagen: das hätte ich nicht gedacht! Er machte nun zwar die Erfahrung, daß, je älter der Mensch wird, desto größer auch der Nachtheil sey, den Unbesonnenheit und Leichtsinn hervorbringt. Allein er war nun einmal zu sehr an Unbesonnenheit und Leichtsinn gewöhnt, als daß er sich die Erfahrung hätte zu Nutzen machen können. Er kam in liederliche Gesellschaft, sah und lernte nichts Gutes, und ward endlich arm, elend und todtkrank. Als ihm nun der Arzt ankündigte, daß er sterben müsse, da zitterte, weinte und winselte er. Ach, sagte er, zu seinen Eltern, die traurig an seinem Krankenbette standen: ich bin noch so jung, und soll schon sterben: das hätt' ich nicht gedacht! — Er starb wirklich, und alle vernünftige Leute sagten: das haben wir wohl gedacht! es konnte ja nicht anders kommen!

Zwölftes Kapitel.

Der Herr Pfarrer fährt in dem Texte fort.

Der ehrwürdige Herr war durch die Erzählung in Wärme gerathen, und fuhr in seinem Eifer also fort:

Und wie es diesem jungen Menschen ging, ging es Hunderten, Tausenden, und Hunderttausenden. Wie viele Kinder, wie viele Knaben und Mädchen haben sich durch Uebermaß im Essen und Trinken, durch starke Bewegungen in Tanz und Spiel ihr eigenes Leben um viele Jahre abgekürzt! Wenn sie sich erhitzt hatten, so tranken sie schnell hinein, oder kühlten sich plötzlich ab, und starben entweder gäh, oder langsam dahin. O meine Kinder! wenn ihr manchmal blinde, lahme, taube, schwindsüchtige und andere gebrechliche Menschen sehet, so fraget sie einmal, wovon sie das haben. Die meisten werden euch antworten: Ach, das haben wir in der Jugend von gefährlichen Kinderspielen bekommen.

Und wie lange mag es wohl her seyn, daß ein Knabe, der mit dem Gewehre seines Vaters spielte, seinen eigenen Bruder erschoß? Die Geschichte ist allbekannt, und ward sogar andern Kindern zum warnenden Beyspiele in schönen Reimen abgefaßt. Franz! erinnere mich daran! ich will sie dir, wenn du einmal hübsch schreiben kannst, zum abschreiben geben.

Es ließe sich wohl ein ganzes Buch voll schreiben von den Unglücksfällen, welche sich Kinder durch ihren Leichtsinn und ihre Unbeson-

sonnenheit zugezogen haben. Wirklich gibt es schon ein Buch dieser Art: es führt den Titel: Unglücksgeschichten zur Warnung für die unerfahrne Jugend in rührenden Beyspielen, erläuternden Kupfern und Vignetten. München bey Johann Baptist Strobl. Auch dies sollst du lesen. Denn es ist besser, du wirst durch fremden Schaden klug, als durch deinen eignen.

Dreyzehntes Kapitel.

Auch ein kleiner Knabe kann schon viel Gutes stiften.

Während der Herr Pfarrer so sprach, hatte der kleine Franz kein Auge von ihm abgewandt; und da ihm der Spruch bekannt war:

Gute Sprüche, weise Lehren,
Muß man üben, nicht bloß hören:

so faßte er bey sich selbst den festen Entschluß, sich das alles nicht umsonst gesagt seyn zu lassen. Der brave Knabe that aber noch mehr, als dieses: sobald er nämlich das erstemal wieder in die Schule kam, erzählte er seinen kleinen Freunden, so gut ers vermochte, die Geschichten wieder, welche er von seinem Herrn Vetter gehört hatte, und bat sie, sich auch darnach zu richten. Dieß brachte eine Wirkung her-

hervor, welche in der ganzen Stadt ein grosses Aufsehen, und eine lebhafte Freude verursachte. Die Kinder, welche zuvor zu grossem Herzeleid ihres Lehrers, am Ende des Unterrichts unordentlich und lärmend aus der Schule sich drängten, wie das unvernünftige Vieh, dem Gott keinen Verstand verliehen hat, aus dem Stalle läuft, waren nun ganz verändert. Sie gingen ordentlich, still und manierlich aus der Schule, die Treppe hinunter, nach Hause, daß sich die Leute darüber erbauten; alle Jugendfreunde freuten, und dem Lehrer das Herz im Leibe wohl that. Nun erst war es eine rechte Freude in der Schule zu seyn; das Lernen ging noch weit besser von Statten, und alle Kinder nahmen sichtbar zu an Verstand und guten Sitten.

Auch auf der Gasse sah man es den Kindern gleich auf den ersten Blick an, ob sie in die Schule gehen oder nicht. Denn die Schulkinder betrugen sich so sittsam, so höflich und fein, daß die Herren und Frauen der Stadt sie mit Wohlgefallen ansahen. Denn

Den Knaben zieren gute Sitten;
Wer höflich ist, ist wohl gelitten.

Bey der Prüfung gab es daher auch ein schönes Spectakel: die hohe Obrigkeit bezeigte ihre Zufriedenheit mit dem Betragen der Kinder öffentlich; dankte den Eltern und Leh-

Lehrern für ihre Sorgfalt und Bemühungen um dieselben; munterte alle zum Weiterschreiten auf der Bahn der Tugend und Weisheit auf. Da wurden viele Thränen des Dankes und der Freude geweint.

Vierzehntes Kapitel.

Franz lernt und lehrt schon schreiben.

Franz Traugott hatte sich bey der Prüfung vorzüglich ausgezeichnet. So oft er zum Lesen aufgefordert wurde, herrschte eine allgemeine Stille; und mit innigem Wohlgefallen hörte alles dem kleinen Leser zu. Denn er las so deutlich, so richtig und schön, daß man wohl merkte, er habe den Inhalt vollkommen gefaßt, und sey davon innig gerührt. Es schien beynahe, als lese er nicht aus einem Buche, sondern aus seinem Herzen heraus.

Im Schreiben zeichnete er sich nicht minder aus. Es ging ihm so schnell von der Hand weg, und die Buchstaben fielen dabey doch so hübsch und so rein aus, daß sie kein böses Auge hätte ansehen sollen. Er wußte aber auch, wie man sich beym Schreiben benehmen müsse. Schön und wohlanständig

saß

saß er da; hielt den Kopf aufrecht, faßte die Feder gehörig, und führte sie so leicht, daß es schien, als wenn die Buchstaben von sich selbst auf das Papier hinflößen.

Paul, sein Mitschüler, machte daher auch Mund und Augen weit auf, so oft er den kleinen Franz schreiben sah. Ich weiß nicht, sagte er eines Tages zu ihm: wie du es nur angehen magst, daß deine Schrift immer so schön wird, indeß ich mit all meiner Müh und Sorgfalt nicht eine arme Zeile recht leserlich schreiben kann. Ich glaube immer, es muß an meiner Feder fehlen. — Wenn der Schreiber nichts nutz ist, versetzte Franz: so gibt er der Feder die Schuld. Wer die Sache nicht besser angreifen wollte, als du, der würde auch mit einer goldenen Feder nicht weiter kommen. Und doch ist das Schreiben nichts weniger, als schwer. Die ganze Kunst besteht bloß darin, daß man fünf bis sechs Buchstaben geschickt zu bilden verstehe: die übrigen geben sich dann fast alle von selbst. Warst du denn nicht in der Schule, als uns der Lehrer zeigte, wie die Buchstaben so hübsch, immer einer aus dem andern entstehn; und daß derjenige, welcher auch nur ein i, ein o, und ein ſ zu machen gelernt hat, auch schon die Hälfte des Abc zu schreiben im Stande seyn muß? — Und wie soll denn das zugehn? fragte Paul. —

Auf

Auf die natürlichste Art von der Welt, erwiederte Franz, wie du bald mit eignen Augen sehen sollst. Und nun setzte er sich nieder, und schrieb folgende Buchstaben in drey Reihen hin:

i, n, ü, m, ı, r, d.

v, x, q, g, r; denn dieser Buchstab gleicht einem umgestürzten x.

ſ, f, ß, ſſ, ff, ſt

u. s. weiter. Paul sah dem kleinen Schreiber mit größter Aufmerksamkeit zu, dankte ihm für diese Entdeckung, und ging hurtig nach Hause, um das erlernte Kunststück sogleich nachzumachen. Er brachte es auch in kurzer Zeit so weit, daß er beynahe eben so schön schreiben konnte, als Franz Traugott. Von diesem Augenblicke an liebten die beyden Knaben einander wie Brüder; sie gingen beständig mit einander; lernten mit einander, und freuten sich mit einander. Die Nachbarn, welche sie beständig so mit einander wandeln sahen, nannten sie gewöhnlich David und Jonathas. *)

Man sah sie alle Morgen früh
Vergnügt zur Schule wandern:
Kein Schüler lernte mehr, als sie;
Denn einer half dem andern.

Sie

*) Kinderbuch. S. 53.

Sie standen stets für einen Mann
In Streit und in Gefahren:
Doch griff kein Bube leicht sie an,
Weil sie nicht zänkisch waren.

Fünfzehntes Kapitel.

Franz muß Fabeln erklären.

Der Lehrer, welcher sah, daß durch den kleinen Franz so viel Gutes gestiftet werde, liebte diesen, wie ein Vater sein einziges Kind; und um ihm und seinen Mitschülern das Lernen recht angenehm zu machen, ließ er zuweilen durch ihn, oder einen andern verständigen Knaben eine Fabel vorlesen. Denn, pflegte er zu sagen, in einer kleinen Fabel steckt oft mehr Lehrreiches für euch, als in einem großen Buche; und dann, meine Kinder! höret ihr ja ohnehin so gern Fabeln erzählen!

War nun die Fabel gelesen, so mußte ihm dieser oder jener Knabe sagen, was wohl der Sinn derselben sey; und was ein kluges Kind daraus zu lernen habe. So zum Exempel traf Franz die Reihe, dem Lehrer folgende Fabeln zu erklären.

Die Heuschrecke und die Ameisen.

An einem schönen Wintertage trockneten einst die Ameisen ihren naßgewordenen Weizen. Da bat sie eine hungrige Heuschrecke um Speise. Aber die Ameisen antworteten: warum hast du dir im Sommer nicht Speise gesammelt? Ich habe nicht Zeit gehabt, versetzte die Heuschrecke: ich habe Musik gemacht. Die Ameisen lachten darüber, und sprachen: nun hast du im Sommer gepfiffen, so tanze auch im Winter.

Der Fischer.

Ein Fischer wollte Fische fangen, aber nicht arbeiten. Anstatt also sein Netz auszuwerfen, nahm er seine Pfeife, und spielte darauf. Vielleicht, dachte er, springen sie von selbst aus dem Wasser, wenn sie meine Musik hören. Allein er betrog sich. Kein Fisch sprang heraus, ob er gleich Stunden lang spielte. Wollte er also Fische haben, so mußte er das Netz auswerfen. Nun fieng er zwar noch einige Fische, ehe es Nacht wurde; aber er hätte ungleich mehr fangen können, wenn er gleich anfangs gearbeitet hätte. Als er das bemerkte, wurde er unzufrieden mit sich selbst: Ich Thor! rief er, wie vergnügt könnte ich jetzt seyn, und auf meiner Flöte spielen, wenn ich eher an meine Arbeit gegangen wäre!

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in dem Klee
Mit ausgelaßner Freude.

Hop, hop! gings über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
Kind, rief die Mutter, Kind, halt ein,
Es möchte dir mißlingen!

Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf, Berg ab, in Freuden;
Doch bald mußt' es am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen;
Seht da, es springt, und — bricht ein Bein;
Aus war nun Lust und Springen!

Der gierige Hund.

Ein gefräßiger Hund lief mit einem Stück Fleisch über einen schmalen Steg.

Da sah er im klaren Bach sein Bild, und meinte, das sey ein andrer Hund, der auch ein Stück Fleisch trüge.

Sogleich ward seine unersättliche Habsucht rege, und schnell wollte er es dem andern aus den Zähnen reißen.

Aber

Aber indem er darnach schnappte, fiel ihm sein Stück Fleisch ins Wasser; und ehe er sich noch recht besann, hatten es die Wellen schon weit mit sich fortgerissen.

Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen trank, und fiel in Bach.
Dieß sah von oben eine Taube,
Und brach ein Blättchen von der Laube,
Und warfs ihm zu. Das Bienchen schwamm darnach,
Und half dadurch sich glücklich aus dem Bach.
Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
Im Frieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon die Flinte drauf gespannt:
Mein Bienchen kam. Pick, stachs ihn in die Hand;
Puff, ging der ganze Schuß darneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankt sie nun ihr Leben?

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Strasse finden,
Und Jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme beyzustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Steige sagen;
Dann wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken;
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Der Pfau.

Ein schöner Pfau kam einst in Gesellschaft vieler andern Vögel, welche die Pracht seiner Federn sehr bewunderten. Diese Bewunderung dauerte jedoch nicht lange. Denn sobald er seine Stimme hören ließ, flogen die Vögel davon; und weder der Glanz seiner Federn, noch sein stolzer Wuchs konnte ihn vor dem Spotte und dem Gelächter schützen.

Der Dachs und das Eichhorn.

Der Dachs.

Wohin so eilig, kleines Thier?
Komm doch einmal herein!

Das Eichhorn.

Was willst du denn von mir?

Der Dachs.

Ich seh dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest,
Und durch die Nußgesträuche schlüpfest,
Und wie du keine Ruh, noch Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen?
Und noch so munter seyn und so geschwind,
Als keine andre Thiere sind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen!

Das Eichhorn.

Mein lieber Dachs! das ist nicht schwer zu sagen.
Wenn ihr so stets in euern Löchern lauert,
Als wäret ihr lebendig eingemauert,
Und nur von eurem Fette zehrt,
Da ist es wohl nicht fragenswerth,
Warum sogar das Gehen euch beschwert.
Denn bey der übertrübnen Ruh
Nimmt unsre Trägheit täglich zu;
Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
Wird täglich mehr darin geübt.

Sechzehntes Kapitel.

Herr Traugott und der Herr Pfarrer gerathen über die Fabeln in einen hitzigen Streit.

Der kleine Traugott fand an den Fabeln ein außerordentliches Vergnügen. Er las sie des Tages mehrere Male durch; lernte sie sogar auswendig, und merkte sich vorzüglich den daraus folgenden Sittenspruch. Allein sein Vater machte eine sehr bedenkliche Mine, da er hörte, daß in der Schule auch Fabeln gelesen werden. Gegen seinen Sohn äußerte er indeß sein Mißvergnügen nicht; sondern, ohne ein Wort zu sagen, ergriff er Hut und Stock, und ging, wie er in allen zweifelhaften Fällen zu thun gewohnt war, sogleich zu dem Herrn Pfarrer, um hierüber seine Meinung zu vernehmen.

Der Herr Pfarrer saß so eben mitten unter seinen Büchern, als Herr Traugott in das Zimmer trat, und ernsthafter, als er sonst zu seyn pflegte, auf folgende Art zu reden anfieng.

„Als ich noch ein Knabe war, glich die Schule einem Kerker, und der Schullehrer kam uns Kinder so furchtbar, wie ein

Ker=

Kerkermeister vor. Allein jetzt ist es nicht mehr so; jetzt scheint man auf den Einfall gerathen zu seyn, aus der Schule wohl gar ein Paradies zu machen.

Der Herr Pfarrer. Das wäre herrlich, wenn man es anders zu Stande bringen könnte!

Herr Traugott. Ja, wenn man es könnte! Aber das ist ja eben der Knoten —

Der Herr Pfarrer. Den man wenigstens aufzulösen versuchen muß.

Herr Traugott. Allerdings mag man das; aber die Mittel, womit man es versucht, werden nie zum Ziele führen.

Der Herr Pfarrer. Und was sind denn das für unglückliche Mittel?

Herr Traugott. Wissen Euer Hochwürden schon, daß man den Kindern in der Schule auch Fabeln vorlegt?

Der Herr Pfarrer. Sie halten also die Fabeln, wie es scheint, für etwas sehr Böses?

Herr Traugott. Und das sind sie auch. Denn was ist eine Fabel anders, als eine schöne Lüge? Wo in aller Welt ward es je erhört, daß Thiere, Pflanzen und Bäume so mit einander reden? Warum will man

die

die Kinder vorsetzlich täuschen und in Irrthum führen? warum ihnen, anstatt wahrer Geschichten, Fabeln Preis geben, an denen nichts Gutes ist?

Der Herr Pfarrer. Auch die Lehre nicht, die aus der Fabel folgt?

Herr Traugott. Die mag meinetwegen gut seyn. Allein je besser sie ist, desto mehr sollte man sie auch ehren, und nicht anders als auf eine gute Art dem Menschen beyzubringen suchen. Dieß kann aber der Fall bey Fabeln nicht seyn; denn hier ist die ganze Form verfehlt; hier ist die Wahrheit in eine Lüge eingekleidet. Genug: ein Buch, in welchem Fabeln stehen, ist ein schlechtes Buch.

Der Herr Pfarrer. Nicht so hitzig, Herr Vetter! Sie werden es bereuen.

Herr Traugott. Das müßte wohl wunderbar zugehn.

Der Herr Pfarrer. Das wird sehr natürlich zugehn. Antworten sie mir nur auf eine einzige Frage!

Herr Traugott. Auf tausend, wenn Sie wollen.

Der Herr Pfarrer. Für dieses Mal nur auf eine einzige.

Herr Traugott. Ich bin begierig, sie zu hören.

Der Herr Pfarrer. Halten Sie die heilige Schrift für ein gutes Buch?

Herr Traugott. Fragen Sie das im Ernst, oder im Scherze?

Der Herr Pfarrer. Im vollen Ernste.

Herr Traugott. Da müßte ich wohl selbst ein schlechter Mensch seyn, wenn ich die heilige Schrift ein schlechtes Buch nennen könnte.

Der Herr Pfarrer. Und haben Sie nicht kurz vorher gesagt, daß ein Buch, in welchem Fabeln vorkommen, ein schlechtes Buch sey?

Herr Traugott. Ja, das habe ich gesagt, und werde es, mit Euer Hochwürden Erlaubniß, noch hundert Mal sagen.

Der Herr Pfarrer. Das werden Sie mir auch nicht ein einziges Mal mehr sagen. Denn — in der heiligen Schrift kommen auch Fabeln vor.

Herr Traugott. Was? in der heiligen Schrift sollten auch Fabeln vorkommen? Das möchte ich sehen!

Der Herr Pfarrer. Das sollen Sie auch sehen.

Mit diesen Worten stand der Herr Pfarrer auf, und langte aus seinem Bücherschranke ein großes Buch hervor. Es war die heilige Schrift selbst. Da schlug er nun das Buch der Richter Kap. 9. V. 7 — 16 auf, und las, wie folgt:

„Als dieses Joatham vernommen hatte, „stellte er sich auf die Spitze des Berges „Garizim, und ließ seine Stimme weit um„her erschallen: Höret auf mich, ihr Bürger „von Sichem! So wird Gott auch auf euch „hören! Einst hielten die Bäume Rath, „und beschlossen, sich einen König zu wäh„len. Sie sprachen zum Oelbaume: Du „sollst unser König seyn. Er aber antwor„tete: Sollte ich wohl meiner Frucht, an „der Götter und Menschen Behagen finden, „nicht mehr pflegen, um dafür über Bäume „zu herrschen?

„Da sprachen die Bäume zum Feigen„baume: So sollst du unser König seyn. „Er aber antwortete: Sollte ich wohl mei„ner süßen und lieblichen Früchte nicht mehr „pflegen, um dafür über die Bäume zu „herrschen?

„Da sprachen die Bäume zum Wein„stocke: So sey du unser König! Er aber „antwortete: Sollte ich wohl meiner Trau-

„ben,

„ben, worüber Götter und Menschen sich „freuen, nicht mehr pflegen, um dafür über „die Bäume zu herrschen?

„Da sprachen nun alle Bäume zusammen „zum Dornbusche: Nun, so sollst denn du „unser König seyn! Der Dornbusch ant„wortete: Soll ich euer König seyn, und ist „es euch wirklich damit Ernst, so kommet „herbey, und ruhet unter meinem Schatten! „Wo aber nicht, so gehe Feuer aus mir her„vor, und verzehre die Cedern Libanon's."

Soll ich noch weiter lesen? fragte der Herr Pfarrer. Wollen Sie etwa noch hören, was für eine Bothschaft die Distel auf dem Libanon im vierten Buche der Könige der Ceder auf dem Libanon gesandt habe?

Es ist genug und mehr als genug, sagte Herr Traugott, und schwieg wieder.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Herr Pfarrer beweiset dem Herrn Traugott, daß auch Fabeln ihren Nutzen haben.

Nach einer langen Pause, da er sich von seinem Erstaunen etwas erholt hatte, legte Herr Traugott dem Herrn Pfarrer folgende

Frage vor: Aber wie konnten doch die heiligen Propheten es über sich vermögen, Fabeln in ihre Schriften aufzunehmen?

Die alten Weisen, antwortete der Herr Pfarrer, hielten es für ihre Pflicht, die Menschen zu belehren und besser zu machen, und thaten dieß auf eine Art, wie sie glaubten, daß es Kinder, Männer und Greise am leichtesten fassen, und am liebsten hören und beherzigen würden. Sie stellten ihnen zu dem Ende nicht bloß Menschen, sondern auch Thiere zu Beyspielen vor. Sie sprachen zu dem Falschen: Sey gut und truglos, wie die Taube! — und zu dem Faulen: Geh hin, du Fauler, zur Ameise, und lerne von ihr! Um diese und ähnliche Lehren noch lebhafter zu machen, führten sie oft an, was die Thiere reden würden, wenn sie reden könnten; und ließen diese Thiere wohl selbst reden. Sie wollten dadurch die Menschen beschämen und sie bewegen, wenigstens nicht unvernünftiger zu handeln, als die unvernünftigen Thiere selbst. Die Menschen wurden dadurch aufmerksam: die Fabel gefiel ihnen; sie verstanden ihren verborgenen Sinn; gingen in sich, und wurden nicht selten gebessert. Man hat sogar ein Beyspiel, daß durch eine Fabel einst ein großes Blutvergießen verhindert wurde.

Zwar wußten die Menschen sehr wohl, daß Thiere nicht reden können; und daß die ganze Erzählung nur eine Erdichtung sey. Allein Niemanden fiel es dabey ein, den weisen Mann, der sie erzählt hatte, deswegen einen Lügner zu heißen. Denn man wußte ja, wie er's meine; man verstand ihn vollkommen; es war keinem verborgen, daß unter der fabelhaften Hülle eine nützliche Wahrheit enthalten sey, wie unter der Schale der Kern. Lieber Herr Vetter! man kann die Wahrheit auf verschiedene Art sagen: bald im Ernste und bald im Scherze; bald liegt sie in einem alten Sprichwort, bald in einem neuen Verse, in einer Satyre, einer Geschichte, einer Fabel u. s. w. Wer ein Freund der Wahrheit ist, muß sie da sorgsam heraus lesen, wie aus einer Muschel die Perle.

Ich bin vollkommen beruhiget, rief jetzt Herr Traugott aus: und diese Beruhigung verdanke ich, so wie vieles andere, ihrer Belehrung. Sie sind ein Mann nach dem Herzen Gottes und — Gott mag mir die Zusammenstellung verzeihen — auch nach meinem Herzen. So sprach Herr Traugott, und ging nun mit leichtem Herzen nach Hause; und noch an demselben Abend mußte ihm der kleine Franz seine Fabeln vorlesen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Winter kommt.

Mitten unter den Freuden des Lernens war der angenehme Herbst ganz unvermerkt vergangen. Die Bäume hatten ihre Blätter verloren, und standen kahl da. Der Thau gefror zu Reif, und Morgens und Abends fielen gewöhnlich dichte Negel. Die Tage wurden immer und immer kürzer, und die Nächte länger. Regen und Schnee wechselten miteinander ab, und zwangen die Kinder hübsch zu Hause zu bleiben. Da wurde ihnen nun die Zeit gewaltig lang: sie hatten nichts zu denken, und nichts zu thun; denn wer wird immer hüpfen und spielen? Sie saßen also halbe Tage müßig, und schläfrig da, und fühlten sich gar nicht wohl.

Allein unser Franz wußte von dieser Marter, die man lange Weile nennt, nichts: er hatte stets beyde Hände voll Arbeit, und war also auch immer frisch, immer munter und gesund. Er hatte sich nämlich ein ordentliches Schreibbuch zurechte gemacht, in welches er alles sauber eintrug, was er Schönes und Lehrreiches sehen, hören und lesen mochte: Denksprüche, Lebens- und Klugheitsregeln, Lieder, Briefe, Erzählungen, Hausmittel u. s. w.

Das

Das Meiste von all diesen hübschen Sachen hatte Franz aus der Schule mit sich nach Hause gebracht. Denn der Lehrer war keiner von jenen Schulhältern, welche ihren Schreibschülern Vorschriften vom nächsten besten Inhalt zum Abschreiben geben, oder ihnen dummes, sinnloses und unnützes Zeug in die Feder dictiren. Alles, was er ihnen zum Abschreiben vorlegte, war von der Art, daß es die Kinder entweder schon jetzt oder doch in der Folge brauchen konnten.

Herr Traugott selbst blätterte daher oft in dem Schreibbuche seines Sohnes herum, und hatte seinen Gefallen an der hübschen und reinlichen Schrift, und dem lehrreichen Inhalt.

Neunzehntes Kapitel.

Die armen Leute friert sehr.

In demselben Jahre stellte sich im Januar eine große grimmige Kälte ein, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn der Tag zu wachsen anfängt. Der Schnee bedeckte Stadt und Land, die Berge und Gebirge nah und fern. Alle Wasser und Seen um die

Stadt herum waren eingefroren; der Fluß Salza, welcher fast mitten durch die Stadt fließt, dampfte gewaltig; und das Triebeis schwam in großen Stücken und Schollen knarrend auf demselben hinunter.

Die Kinder der reichen Herren und wohlhabenden Bürger der Stadt konnten dabey wohl freylich guter Dinge seyn, und sich über den Winter so gut freuen, wie über den Frühling, Sommer und Herbst. Denn sie hatten warme Kleider, und eine warme Stube. Sie hatten daher auch nur ihre Lust an den Blumen, die der Winter an den Fensterscheiben mahlte, und an den Schneeflocken, welche, anstatt des Regens, in Gestalt schöner Sternchen und Röschen aus der Luft herabfielen. Aber die armen Leute und ihre Kinder fror gewaltig. Ihr Gewand war schlecht und leicht, und dann kein Holz im Ofen. Da standen sie nun um denselben herum, rieben sich die Hände, und zitterten am ganzen Leibe.

Indeß traff auch hier der alte Spruch ein: wo die Noth am größten ist, ist auch Gott mit seiner Hilfe am nächsten. Die Herren und Frauen der Stadt dachten in ihren warmen Zimmern an die armen nothleidenden Menschen; kauften Holz und Torf in Menge, und ließen ihn unter dieselbigen

vertheilen, damit sie sich erwärmen, und nicht sterben sollten. Denn Gott hat es schon so eingerichtet, daß bey dem vielen Unglück, das in der Welt geschieht, immer auch etwas Gutes ist. Bey großer Kälte, bey Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten und dergleichen Noth und Plage wird das Herz der großen Herren und anderer guten Menschen zum Mitleden bewegt; sie thun gerne ihre Hand auf, und theilen von ihrem Ueberfluße reichlich den bedrangten Menschen mit. Besonders ist es von den Salzburgern weit und breit bekannt, daß sie so mitleidig sind, und gern die Thränen wegwischen von dem Angesichte des Weinenden, und dann sich freuen, wenn der weinende Bruder lächelt. Sie lassen die linke Hand auch nicht gern wissen, was die rechte thut, und schreiben es nicht so genau auf, was sie den Armen geben: es wird aber doch schon anderswo zu Papier gebracht.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Winter ist so böse nicht, als man gewöhnlich meint.

An andern Orten ging es indessen nicht so glücklich, wie in Salzburg. Der Herr Pfarrer, welcher gern in den Zeitungen las, um zu erfahren, wie die Menschen in nahen und fernen Ländern leben und weben, wußte fast jeden Abend eine neue Geschichte zu erzählen von dem großen Unheile, das die Kälte in vielen Gegenden Deutschlands, in der Schweiz, in Schweden, Dänemark und Rußland angerichtet hatte. Da erfroren die Vögel in der Luft, die Thiere im Walde und im Stalle, und die Menschen auf Gassen und Strassen. Viele wurden von Schneelähnen begraben, von Eisschollen zerquetschet; oder es brach, wenn sie sich über eingefrorne Flüße und Seen und Teiche wagten, unter ihren Füßen plötzlich das Eis, und sie kamen elendiglich ums Leben.

Franz, dem beym Anhören solcher Geschichten die Augen immer voll Wasser standen, konnte die Frage nicht mehr unterdrücken, welche er schon lange auf dem Herzen hatte. Aber warum läßt denn Gott zu, daß es Winter werde, wenn so viel Unglück da-

durch

durch geschieht? — Gutes Kind! sagte der Herr Pfarrer: du scheinst also den Winter für etwas sehr Böses zu halten? Allein er ist so böse nicht, als du wohl glaubst. Wir würden vielmehr sehr übel daran seyn, wenn es keinen Winter geben sollte. Dieser ist für unsre Erde so nöthig, als die Ruhe für uns Menschen ist. Nachdem die Erde das ganze Jahr gearbeitet hat, und bearbeitet worden ist; nachdem sie uns Blumen und Kräuter, Getreid und Früchte aller Art hervorgebracht hat, ruht sie endlich im Winter von ihren Arbeiten aus, sammelt sich neue Kräfte, neue Säfte und Stärke, um uns im folgenden Jahre wieder mit neuen Lebensmitteln zu beschenken.

Der Schnee ist eben so nützlich, als ein Sommerregen. Er dünget die Erde, und schützt sie und die darin befindlichen Kräuter und Samenkörner vor der großen Kälte, gleichsam wie eine Decke.

Dem Menschen selbst ist die Kälte sehr zuträglich: sie macht ihm die Luft rein und gesund, und erquickt und stärkt seinen Körper, der durch beständige Wärme und Hitze nur matt, schlaff und siech werden würde. Ich wenigstens befand mich nie gesünder, munterer und stärker, als wenn frische Luft mir um die Ohren wehete, und der Schnee

unter meinen Füßen knirrte. Der liebe Gott, der Sommer und Winter gemacht hat, der hat überhaupt unsern Körper so eingerichtet, daß er Winter und Sommer auch aushalten kann.

Drum den Winter auch geliebt,
Wie ihn Gott gegeben!
Was der liebe Gott uns gibt,
Dient zum frohen Leben.
Wer vergnügt ist, lebet wohl:
Alle Jahreszeiten
Können auch das Herz uns voll
Fröhlichkeit bereiten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mittel gegen das Gefrieren.

An dem vielen Unglück, das hie und da im Winter sich ereignet, hat der Winter selbst wohl die geringste Schuld. Wer nicht zu unvorsichtig und zu verwegen sich selbst in Gefahr stürzt, und auf Reisen die nöthigen Vorsichtsregeln nicht außer Acht läßt, der kann Haare bekommen, so grau, wie die meinigen hier sind, ohne je Ursache gefunden zu haben, sich über den Winter zu beklagen. Die nöthigen Vorsichtsregeln bestehen aber kurz und gut in drey Stücken, welche jedes Kind verstehen und beobachten kann:

1) Wer lange im Schnee gehen muß, besonders wenn er von der Sonne beschienen wird, beschirme seine Augen, damit diese von dem hellen Glanze nicht zu sehr geblendet werden.

2) Wenn man des Winters in starker Kälte zu reisen hat, oder sich in der Kälte aufhalten muß, so trinke man ja keinen Branntwein, wohl aber dafür einen Schluck Essig: es schützt vor dem Erfrieren.

3) Wer von der Kälte stark gelitten hat, gehe ja nicht gleich in ein zu warmes Zimmer, und noch weniger zum erhitzten Ofen.

Und setzen wir auch den ärgsten Fall, daß einem aller Vorsicht ungeachtet Hände und Füße und andere Theile des Leibes erfrieren, so ist auch da noch Rath zu schaffen: man stellt nämlich die erfrornen Gliedmassen in Schnee, und reibt sie mit Schnee, so sind sie vor dem Brand gesichert. Ja, man hat Beyspiele, daß Personen, die das Unglück hatten, wirklich zu erfrieren, auf diese Art wieder znm Leben gebracht wurden, wie der arme Töffel im Noth- und Hülfsbüchlein. Denn es geht mit dem Menschen, wie mit einem gefrornen Apfel: legt man diesen auf den warmen Ofen, so verliert er Farbe und Geschmack; legt man ihn aber in ein

Gefäß voll eiskalten Wassers, so wird er wieder so schön und fest, als ob er nicht gefroren gewesen wäre.

Zweyundzwanzigstes Kapitel.

Die schöne That.

Eure Hochwürden reden wie ein Engel Gottes, so fuhr jetzt Herr Traugott fort. Ich selbst hatte während meiner Wanderjahre mehr als einmal Gelegenheit, mich von dem allem zu überzeugen. So kam ich in Thüringen zu einem Par Geschichten, die ich nicht vergessen werde, so lange meine Augen offen stehen.

Ein Handwerksbursche ging in der grimmigsten Kälte mit seinem Bindelein über die Haide. Seine Kleider waren dünne, und seine Strümpfe zerrissen. Ach! da fror's ihn sehr! Er weinte, und die hellen Thränen froren ihm an die Augenwimpern. Lieber Gott! seufzte er, weit und breit kein Dorf und keine Kohlhütte! ich werde erfrieren, und ach! was wird meine Mutter sagen; wie wird sie die Hände ringen und jammern und trostlos weinen, wenn sie erfährt, daß ich todt bin! Mein Vater ist schon vor vier Jahren gestorben, und nun hat sie Niemand, der ihr Brot erwirbt. — Er wollte laufen,

aber seine Glieder waren starr; er wurde schläfrig, legte sich in Schnee auf sein Bündlein, und entschlief sanft.

Ein Postknecht ritt vorbey, und sah ihn starr liegen. Er ritt schneller, und zeigte es unterm Thore der benachbarten Stadt an. — Was hilfts? Bis wir hinauskommen, ist er tausendmal todt, sagten die unempfindlichen Leute, und blieben fest um ihren Ofen sitzen. Ein Todtengräber war in der Wachtstube, sich zu wärmen; der hörte es, und dachte an die Geschichte des barmherzigen Samaritans im Evangelium, und was der Herr Jesus dabey gesagt hatte. Ohne ein Wort zu sagen, ging er hinaus auf die Landstrasse, trug den erstarrten Handwerksbursche ins nächste Dorf, rieb ihn mit Schnee, brachte ihn der Wärme näher, und erweckte ihn wieder. Darauf nahm er ihn mit in die Stadt, und theilte, ob er gleich selbst nicht viel hatte, sein Holz und seinen Tisch mit ihm, bis die Kälte vorüber war; und dann ließ er ihn, im Namen des Herrn, wieder seiner Strasse ziehen.

Ich kam wenige Tage nach dieser Geschichte daselbst an; und hörte noch allerall den braven Todtengräber loben, der an seinem Nächsten Barmherzigkeit gethan hatte, wie Gott befohlen hat, in dem heiligen Evangeli=

gelium. Recht gerne hätte ich mit diesem frommen und christlichen Manne Bekanntschaft gemacht; allein ich hatte damals selbst Barmherzigkeit vonnöthen: ich war sehr schwach und krank, und hatte noch von großem Glück zu sagen, daß ich sogleich in ein Krankenhaus aufgenommen wurde.

Dreyundzwanzigstes Kapitel.

Es werden Füsse abgeschnitten.

Bey meinem Eintritt in das Krankenhaus hatte ich einen erbärmlichen Anblick. Es lag da ein Rekrut, der wimmerte und winselte so erbärmlich, daß sich ein Stein in der Erde darüber hätte erbarmen mögen. In der vorigen Woche waren ihm bey der strengen Kälte die beyden Füße erfroren, und sollten ihm nun, weil der kalte Brand dazu gekommen war, abgenommen werden. Ach der böse Winter! der böse Winter! winselte er, der bringt mich um meine Füße!

Lieber Freund! sagte der Chirurgus, indem er seine Instrumente herausholte, gebt euch doch zufrieden! Die Sache ist einmal nicht abzuändern. Ich habe es euch schon zehnmal gesagt, daß der Winter daran un-

schuldig ist, und daß ihr euch selbst um eure Füße gebracht habt. Ich bin den nämlichen Tag, da eure Füße erfroren, von Gotha gekommen, ohne andere, als leinene Strümpfe anzuhaben, warum sind denn meine Füße nicht erfroren? Aber ihr, da ihr in die Stube kamet, zogt ihr die Schuhe aus, und setztet die Füße an den heißen Ofen. Daher kommen eure erfrornen Füße, aber nicht von dem kalten Winter.

Nun fing er an, den Fuß abzusägen, und der Mensch schrie so erschrecklich, daß man es über drey Häuser weg hören mußte.

Mir lief es bey diesem Spectakel eiskalt über die Haut; ich wurde noch kränker, als ich schon war, und war 3 ganze Tage nicht im Stande, etwas zu genießen wegen des Schreckens und Eckels, den ich gehabt hatte.

Indessen hatte der Fürst von diesem traurigen Vorfalle gehört; er wurde gerührt, und erbarmte sich über den elenden Menschen. Er gab sogleich Befehl, daß man ihn zum Thorschreiber machen, und ihm seinen guten Gehalt anweisen sollte, damit er sein seliges Ende in Ruhe und Frieden erwarten könnte. Bey dieser Nachricht, die, wie wir alle glaubten, ein wahrer Balsam für den armen Menschen seyn würde, jammerte und weh-

klagte dieser so erbärmlich, als wenn ihm die Füße von Neuem sollten abgeschnitten werden. Wir wußten lange nicht, wo das am Ende hinaus sollte. Endlich entdeckte sich's, daß der Unglückliche weder schreiben noch rechnen konnte, und daher zu diesem Dienste ganz und gar nicht zu brauchen sey. Ach! sagte er: wie gerne würde ich zu meinen zwey Füßen noch diesen Finger aus der Hand hergeben, wenn ich in der Schule schreiben und rechnen gelernet hätte!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Franz wird durch fremden Schaden witzig, und lernt rechnen.

Die letzten Worte des unglücklichen Menschen fielen dem kleinen Franz wie Feuer auf das Herz. Er wurde über und über roth, und getraute sich kaum, seinem Vater ins Gesicht zu sehen. Der Knabe hatte nämlich bisher auf das Rechnen keinen großen Fleiß verwandt, weil er den Nutzen und die Nothwendigkeit davon nicht einsah. Er konnte daher auch nicht vielmehr als zählen, und kleine Summen aussprechen. Allein die Geschichte mit dem armen Rekruten belehrte ihn auf einmal eines Besseren; er nahm sichs also

fest vor, von nun an sich auch im Rechnen von seinen Mitschülern nicht übertreffen zu lassen. Fleiß bricht Eis. Binnen kurzer Zeit lernte er nicht nur die Zahlen gehörig aussprechen, sondern auch selbst aufschreiben. Denn er wußte genau, welche und wie viele Ziffern dazu erfordert werden, um hundert, tausend, zehntausend, hunderttausend und eine Million zu bezeichnen.

Das Addiren (Zusammenzählen) und Subtrahiren (Abziehen) lernte er beynahe von sich selbst; denn was kann leichter seyn, als diese beyden Rechnungsarten? Beym Multipliciren (Vervielfachen) und Dividiren (Theilen) wußte er sich dagegen auf eine andere Art zu helfen. Er berechnete vieles bloß an den Fingern; er kannte die Vortheile, welche die Zahlen 5, 9 und 10 bey dem Multipliciren gewähren; er schrieb sich die Tabellen ab, welche im 1. Theile des Schreibschülers S. 73 und 74 vorkommen, und machte sich noch insbesondere mit jener Tabelle bekannt, welche von den Rechenmeistern die Pythagoräische Tafel genannt und auf folgende Weise entworfen wird.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
2	4	6	8	10	12	14	16	18	20
3	6	9	12	15	18	21	24	27	30
4	8	12	16	20	24	28	32	36	40
5	10	15	20	25	30	35	40	45	50
6	12	18	24	30	36	42	48	54	60
7	14	21	28	35	42	49	56	63	70
8	16	24	32	40	48	56	64	72	80
9	18	27	36	45	54	63	72	81	90
10	20	30	40	50	60	70	80	90	100

Auf diese Art erwarb sich Franz binnen kurzer Zeit eine so große Fertigkeit im Zusammenfügen und Auflösen der Zahlen, daß er der angeführten Hülfsmittel bald nicht mehr bedurfte.

Eine vorzügliche Freude war es aber für ihn, wirkliche, aus dem gemeinen Leben hergenommene Aufgaben zu lösen. Nach einem kurzen Nachdenken wußte er jedesmal anzugeben, welche Rechnungsart, und warum sie angewandt werden müsse; und rechnete sodann das ganze Beyspiel mit der größten Aufmerksamkeit durch. Nun erst lernte er den Nutzen der Rechenkunst einsehen. Er bemerkte, wie sehr sie auf die Haushaltung und Sparsamkeit, auf Ordnung, Treue und Glauben, und auf den ganzen Menschen ein-

wirke *); und schrieb sich, ganz davon überzeugt, folgende Verse in sein Rechenbuch hinein:

Ein Rechner läßt sich nicht betrügen,
Nicht einen Heller aus der Tasche lügen.
Er rechnet nach; und kaum sieht man ihm's an.
Wohl mir, daß ich auch rechnen kann!

Er täuscht auch andre nicht um einen Pfennig;
Er fordert nie zu viel, noch auch zu wenig.
Er schlägt den Preis ganz nach der Arbeit an.
Wohl mir, daß ich auch rechnen kann!

Auch wird's in seinem Kopfe immer heller;
Er merkt auf alles, und begreift es schneller,
Und lernet gern — sonst geht's oft schwer daran.
Wohl mir, daß ich auch rechnen kann!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Franz lernt auch aus dem Kopfe rechnen.

Franz war aber nicht bloß ein Rechner auf dem Papier: auch im Rechnen aus dem Kopfe übte er sich mit großem Fleiße. Die Geschichte des Taglöhners Burton in England, welche ihm der Herr Pfarrer erzählt hatte,

*) Anleitung zur Rechenkunst S. 74, 75 und 76.

hatte, reitzte ihn dazu. *) Er versuchte seine Kräfte zuerst an kleinen Zahlen, und lernte, wie viel in einem Gulden, Thaler oder Dukaten Groschen und Batzen; wie viel in einem Centner Pfund, Loth u. s. w. enthalten sind. Er machte sich sodann mit andern Maßen, Gewichten und Münzen bekannt, und verglich und berechnete sie gegen einander. Schnell war er mit der Antwort da, wenn man ihn fragte, wie viel Gulden, Pfunde ꝛc. 600, 800, 1000 ꝛc. Pfennige, Kreu-

*) Der Taglöhner Burton, welcher noch vor wenigen Jahren lebte, konnte weder lesen noch schreiben; und war doch der größte bekannte Kopfrechner. Mitten unter dem Arbeiten, mitten unter andern Gesprächen rechnete er die verwickeltesten Aufgaben aus. War eine Aufgabe zu groß, und konnte er damit an einem Tage nicht zu Ende kommen, so brach er ab, und fieng des Morgens da wieder an, wo er am Abend vorher aufgehört hatte. Er war im Stande, 20 — 30 Ziffern mit einander zu multipliciren, und nannte am Ende alle Ziffern des Productes der Reihe nach her, rückwärts oder vorwärts, wie man es wollte. Es schien, als lese er sie von einem Papier herunter. Oft ward er aber darüber auch taumelnd, und mußte einige Stunden lang ausruhen; denn die neugierigen Herren legten ihm oft so sonderbare Fragen und Aufgaben vor, daß selbst die geschicktesten Jünglinge sie nicht einmal auf dem Papier auszurechnen vermöchten.

Kreuzer, Sechser, Lothe ausmachten. Mit eben so großer Leichtigkeit lösete er in der Folge noch ungleich schwerere Aufgaben auf. Das ganze Rechnen war ihm, wie ein Spiel. Nun war er auch im Stande, für seinen Vater hie und da eine kleine Arbeit zu thun. Er machte nämlich Rechnungen und Conto, oder durchsah und berichtigte sie, wenn sein Vater eben andere Geschäfte hatte. Nie war Franz so munter, so froh, so vergnügt, als wenn er seinem Vater etwas zu Danke machen konnte. Seine blauen Augen funkelten vor Freude, wenn dieser zu ihm sagte: Ich bin mit dir zufrieden.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Franz hält sich ein Schreibbuch.

Aber wie kommt es denn, daß du alle diese Sachen immer so fertig herzusagen weißt, und sie nicht hundertmal wieder vergißt? fragte Paul eines Tages seinen kleinen Freund. — Das kommt daher, antwortete dieser: ich schreibe mir alles ordentlich auf; denn so behalte ich es leichter, und kann es, so oft mir's beliebt, wieder durchsehen. Sieh da mein Schreibbuch! Lies und überzeuge dich selbst!

Paul

Paul fiel mit großer Begierde über das Schreibbuch des kleinen Traugott her, und las, wie folgt:

Die Dinge, welche im gemeinen Leben, im Handel und Wandel vorkommen, werden entweder nach ihrer Länge, oder nach ihrer Schwere, oder nach dem Raume, welchen sie einnehmen, oder auch auf eine andere Art gemessen.

Vom Längenmaße.

Eine Klafter hat 3 Ellen, oder 6 Fuß, und ist ungefähr so lang, als ein Mann, wenn er seine Arme ausstreckt, mit den Spitzen der Mittelfinger an beyden Händen fassen kann. In Hallein hat die Klafter, oder wie man sie auch nennt, die Lachter 8 Fuß 2 Zoll.

Ein größeres Maß ist die Ruthe. Sie wird bey uns in 12 Fuß, und jeder Fuß wieder in 12 Zoll eingetheilt. Die Länge eines Zolls macht ungefähr die Breite eines männlichen Daumens aus. Man theilt ihn auf gleiche Art in zwölf Linien und die Linie in zehn Theile, Striche oder Punkte ein.

Das Maß ist nicht überall gleich. Es gibt Gegenden, in welchen die Ruthe 14, 15 und 16 Schuh hält. Die Rechenmeister

neh-

nehmen sie am liebsten zu 10 Fuß an, weil diese Zahl sich so bequem vervielfachen und theilen läßt.

Eine Strecke Weges, welche ein gesunder, starker Mann in zwey Stunden bequem zurücklegt, macht eine Meile aus. Aber auch die Meile ist in verschiedenen Ländern verschieden. Eine Deutsche große, oder geographische Meile wird gewöhnlich auf 23629 Rhein. Fuß geschätzt. Die meisten übrigen Meilen sind ungleich kleiner. Ein Grad des Aequators hat

15 Deutsche geographische Meilen
25 Französische Landmeilen, oder Lieves
20 Französische Seemeilen
69 Englische Landmeilen
20 Englische Seemeilen
60 Italienische Meilen
17 ½ Spanische
18 Portugiesische
10 ½ Schwedische
13 Ungarische
16 Böhmische
20 Polnische und Lithauische
104 ½ Russische Werste
22 ½ Türkische Farsang
66 ⅔ gemeine Türkische Berri.

Gold:

Gold- und Silbergewichte. *)

In Deutschland bedient man sich der Kölnischen Mark. Diese hat 8 Unzen, oder 16 Loth, 256 Pfennige, 512 Heller, 4352 Aß. Denn 1 Loth hat 4 Quintlein, 1 Quintlein 4 Pfennige, 1 Pfennig 2 Heller, oder 17 Aß.

Ein Mark fein Gold hat 24 Karat oder 36 Dukaten. Ein Karat 4 Gran, 1 Gran 3 Gräne. Ein Mark fein Silber ist 16 Loth, oder 8 große Thaler.

Gold wird höher geachtet als Silber 14 bis 15mal.
Englisches Zinn wird geringer geachtet als Silber ungefähr . 114mal.
Kupfer geringer als Silber ungefähr 88mal.

Bley	600 —
Eisen	885 —
Zink	204 —
Quecksilber. . . .	25 —

*) Ueber das gemeine Maß und Gewicht s. Anleitung zur Rechenkunst S. 17, 18 xc.

Verhältniß der auswärtigen bekanntesten Münzen zu den Salzburgischen.

Frankreich. — Die ältesten Louis-D'or vom König Ludwig, dem Vierzehnten gelten 9 fl. Die neuern vom König Ludwig, dem Fünfzehnten gelten 11 fl. und die neuesten vom Jahre 1785 10 fl. 24 kr.

Ein Französischer Thaler, worauf das Bildniß des Königs links sieht, hält 2 fl. 45 kr. und jener, worauf das Bildniß des Königs rechts sieht, 2 fl. 24 kr.

Ein Liver gilt 27 ½ Kr. Ein Sol oder Su 1 ⅜ Kr.

England. Ein Pfund Sterling macht beyläufig 11 fl. Ein Schilling 33 Kr. Eine Guinee 11 fl.

Holland. Ein Rüders 14 Gulden. Ein Gulden 20 Stüber. Ein Stüver 3 Kr. Dies ändert sich aber nach dem Curse.

Rußland. Ein Imperial 20 fl. Ein Rubel 2 fl. Ein Kopeke 1 ⅕ Kr.

Rom. Ein Scudo Romano 2 fl. 30 Kr. per Wechsel. Ein Paolo 15 Kr. Ein Paioco 1 ½ Kr.

Türkey. Ein Beutel macht 500 Piastern oder Thaler: das ist in Reichsmünze ungefähr 600 fl.

Von der Zeitrechnung.

Die Sonne geht, wie man zu sagen pflegt, auf und unter; und der Mond verändert sich. Nach diesen Veränderungen wird die Zeit in Tage, Wochen, Monate und Jahre abgetheilt.

Wir fangen den Tag und die Stunden von der Mitternacht an, von welcher wir bis zum folgenden Mittag 12 = und von da bis zur nächsten Mitternacht wieder 12 gleiche Stunden zählen. An einigen Orten, wie in Italien, werden die Stunden des Tages und der Nacht in einer Reihe fort bis auf 24 gezählt.

Eine Zeit von sieben Tagen heißt eine Woche. Die Tage der Woche haben ihre Namen entweder von den Planeten, von welchen man sonst glaubte, daß sie die Tage regierten, als der Sonntag von der Sonne, der Montag vom Monde; der Donnerstag und Freytag von zwey Gottheiten der alten noch heidnischen Deutschen, Thor und Freya; oder von andern Umständen, als der Dienstag von Ding, welches bey den Alten Gericht bedeutete, das man an dem Tage zu halten pflegte. Mittwoch ist so viel als der mittelste Tag in der Woche, und Sonnabend so viel, als der Abend vor dem Sonntag. Er wird auch Samstag genennt, welches aus Sabbathstag entstanden seyn mag.

Das Jahr wird seit langer Zeit in zwölf Theile, die Monate heißen, eingetheilt. Ihre Namen sind:

Ianuarius (Jäner) hat 31 Tage.
Februarius (Hornung) hat 28 Tage.
Martius (März) hat 31 Tage.
Aprilis (April) hat 30 Tage.
Majus (Mai) hat 31 Tage.
Iunius (Brachmonat) hat 30 Tage.
Iulius (Heumonat) hat 31 Tage.
Augustus (Erntemonat) hat 31 Tage.
September (Herbstmonat) hat 30 Tage.
October (Weinmonat) hat 31 Tage.
November (Wintermonat) hat 30 Tage.
December (Christmonat) hat 31 Tage.

Alle vier Jahre hat der Februar 29 Tage; Denn das Sonnenjahr besteht aus 365 Tagen und ungefähr sechs Stunden. Diese sechs Stunden machen alle vier Jahre wieder einen Tag und so entsteht ein Schaltjahr. Die andern heißen gemeine Jahre.

Wenn man wissen will, ob ein Jahr ein Schaltjahr sey, so darf man nur die Jahrzahl mit 4 dividiren: bleibt nichts übrig, so ist es ein Schaltjahr; bleibt aber etwas übrig, so ist es ein gemeines Jahr, und die übrig gebliebene Zahl zeigt an, wie viel Jahre nach dem letzten Schaltjahre verflossen sind. Dividirt 1792 mit 4: was bleibt übrig? nichts! also

haben wir ein Schaltjahr. Der Quotient 448 zeigt zugleich an, daß dieß das 448ste Schaltjahr nach Christi Geburt ist.

Das Mondenjahr besteht aus 354 Tagen, 8 Stunden, 48 Minuten, 38 Sekunden; und ein Mondenmonat aus 27 Tagen, 7 Stunden, 43 Minuten und 5 Sekunden. Denn so lange ists von einem Neumond bis zum andern.

Man fangt immer von einer wichtigen Begebenheit an, die Jahre zu zählen.

Wir Christen zählen unsere Jahre von Christi Geburt; die Juden von Erschaffung der Welt, und rechnen von da bis auf Christum 3761 Jahre. Es ist jedoch die Zeit der Erschaffung der Welt ungewiß; denn einige Gelehrte zählen 3983 und andere 4184 Jahre vor Christi Geburt, und wieder andere wieder anders.

Die alten Griechen zählten ihre Jahre von dem Anfange gewisser Spiele, die unter ihnen gebräuchlich waren, und die Olympischen Spiele hießen. Die Römer rechneten von Erbauung der Stadt Rom an. Die Türken zählen ihre Jahre von der Flucht Mahomeds von Mecca nach Medina. Diese Flucht heißt in der arabischen Sprache Hegyra (Hedschra). Sie geschah im Jahre 622 den 16ten Juli nach Christi Geburt.

Die Menschen haben sich von jeher sehr viele Mühe gegeben, die Zeit genau einzutheilen, zu messen und zu zählen; und sie haben sehr wohl daran gethan. Denn ohne Eintheilung der Zeit kann keine Ordnung in den Arbeiten und Geschäften seyn. Auch ich muß also die Zeit gut anwenden und nützen lernen. Jeder Glockenschlag erinnert mich, daß die Zeit vorbeyeilt, und die entflohene Zeit kommt nicht wieder.

In einer einzigen Stunde läßt sich viel Gutes thun und lernen, und groß ist der Schade, wenn ich sie versäume. Schreibe ich z. B. alle Tage nur eine Zeile nach einer guten Vorschrift, so werde ich in einem Jahre gewiß eine schöne Handschrift bekommen. Oder rechne ich nur alle Tage ein Exempel, so werde ich mir nach einem Jahre gewiß eine große Fertigkeit erworben haben.

Jede Stunde hat Gold im Munde: Durch gute Anwendung derselben kann man sein eignes Leben verlängern. Wer z. E. nur 40 Jahre alt wird, und von seinem zehnten Jahre an täglich 2 Stunden eher aufsteht, als ein anderer, der zugleich mit ihm und eben so lange lebt, der lebt ganze fünf Jahre länger, als der letzte: den Tag zu 12 Stunden gerechnet. Sein Jahr hat allezeit 60 Arbeitstage mehr als das Jahr des andern. Er kann also zu seinem und seiner Eltern Besten mehr thun, als ein anderer seines gleichen.

Ich will also die Zeit höher achten, als Gold und Silber; will sie nicht an unnütze oder schädliche Dinge verschwenden; will sie nicht vertändeln, verschlafen, verfaulenzen, sondern gut und nützlich anwenden.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt:
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht sobald.
Gleich fliehenden Blitzen
Entfliehn sie dahin:
Drum will ich sie nützen,
So jung ich auch bin.

Dieß und dergleichen las Paul; er ward dabey still und nachdenkend; ging schweigend nach Hause, und schrieb sich von der Zeit an alles, was es schönes hörte und lernte, ebenfalls auf.

Sieben u. zwanzigstes Kapitel.

Von Ueberschwemmungen und vom Nutzen der Obrigkeit.

Dem Faulenzer wird die Zeit immer lange; dem Fleißigen geht sie unter den Händen weg, er weiß selbst nicht, wie. Die große Kälte hatte sich schon lange verloren; und der Winter

ter selbst nahte sich seinem Ende, ohne daß unser Franz es bemerkt haben würde, wenn ihn nicht die Veränderungen, welche um diese Zeit in der Natur vorgehen, darauf aufmerksam gemacht hätten.

Die Erde fieng an aufzuthauen, und das Eis zu bersten. Die Sonne, welche länger über der Erde verweilte, und warme Lüfte schmelzten plötzlich den Schnee von den hohen Gebirgen und Alpen weg. Dadurch schwoll der Salzastrom gewaltig an; er wurde zusehends größer und reißender, und wälzte Steine und Schutt, die größten Eisschollen, entwurzelte Bäume und Trümmer von Hütten und Häusern mit sich fort.

Da erschracken die Bürger der Stadt, und fürchteten jeden Augenblick, der schäumende Fluß dürfte die Brücke hinwegreißen, ihre Häuser einstürzen, und alles überschwemmen.

Allein der Fürst, welcher die Furcht seiner Bürger sah, gab sogleich Befehle zur Hilfe und Rettung. Soldaten, Zimmerleute, Maurer und andre Arbeiter, Beamte und Herren wachten Tag und Nacht: viele hundert Hände waren beschäftiget, die Wuth des Flußes zu brechen, sein Rinnsal frey zu erhalten, und alles Unglück von Stadt und Menschen abzuhalten. Es ging auch alles

gut

gut und glücklich; denn obgleich der zornige Fluß mit seinen Eisschollen einen Theil der Brücke mit großem Getöse und Krachen hinwegriß, so geschah doch dabey keinem einzigen Menschen etwas zu Leide. Die Bürger durften sanft und ruhig mit ihren Kindern schlafen; denn der Fürst wachte für sie.

Bey diesen und dergleichen Gelegenheiten zeigt sich überhaupt der Nutzen der hohen Obrigkeit augenscheinlich. Wenn da Niemand wäre, der befehlen dürfte und könnte; so würde alles drunter und drüber gehn; Stadt und Land müßten zu Grunde gerichtet werden, und die Menschen dabey jämmerlich ums Leben kommen. Denn ein einziger Mensch, oder auch zwey und drey können hier nicht helfen. Es müssen ihrer viele hundert und tausende seyn; und sie müssen einen Mann an der Spitze haben, dem sie alle gehorchen, und der zu befehlen, zu helfen und zu retten weiß.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das Wasser ist wohl eine große Wohlthat Gottes.

Die Einwohner von Salzburg hatten auch dieses Mal von großem Glück zu sagen; denn täglich liefen die traurigsten Berichte

ein von den großen Unglücken, welche die Flüße in andern Ländern und Städten angerichtet hatten. Da überschwemmten sie ungeheure Strecken Landes, stürzten Brücken und Häuser ein, und rissen sie mit Menschen und Vieh ohne Rettung fort. Denn das Wasser ist ein furchtbares Element, und wenn es überhand nimmt, noch schwerer zu bändigen, als das Feuer. Es wüthet, brauset, schäumet, und richtet die größten Verheerungen und Verwüstungen an.

Deswegen darf man aber doch dasselbe nicht verachten, oder wohl gar wünschen, daß es keines geben möchte: dies würde sehr unverständig und thöricht seyn. Denn es ist in der Natur schon so eingerichtet: was nicht schaden kann, kann auch nicht nützen. Nun aber ließen sich von dem Nutzen des Wassers ganze Bücher voll schreiben. Es ist für Menschen und Thiere und Pflanzen und die ganze Natur schlechterdings unentbehrlich. Ohne Wasser könnten wir keine einzige Speise kochen; ohne Wasser hätten wir keinen Apfel, keine Zwetschke, keine Traube, gar keine Frucht; und nicht einmal ein Thier. Ohne Wasser hätten wir auch keine Milch, kein Bier, kein einziges Getränk.

Ueberdieß ist der Genuß des Wassers, als Getränk, das allergesündeste, was wir

nur trinken können; denn dies Getränk hat uns der Schöpfer selbst gebraut. Es löscht am geschwindesten und besten den Durst, und macht, daß das Blut ungehindert in den Adern läuft. Auch von außen zum Waschen und Baden gebraucht, leistet es uns weit größern Nutzen, als die meisten Menschen wissen und glauben.

Das Wasser verschafft uns eine unbeschreibliche Menge von Fischen; es trägt erstaunlich große Lasten, und hat deswegen der Schiffahrt das Daseyn gegeben; es ist das beste Mittel, den Ausbruch einer Feuersbrunst zu dämpfen, und setzt die größten Maschinen, und Mehl= Oel= Papier= Pulver= und andere Mühlen in Bewegung. Ohne Wasser müßten viele tausend Hände bey einer einzigen Sache angestrengt werden, und doch würden sie sich einander nur hindern; und bey vielen Anstalten würden Menschenhände gar nichts helfen können. Kurz, das Wasser ist nebst der Luft das nützlichste und nothwendigste Element für den Menschen; aber eben deswegen, weil es uns so nothwendig ist, und Gott uns damit am reichlichsten versehen hat, denken wir darüber am wenigsten nach, und danken Gott selten oder gar nicht dafür.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Frühling kommt, und die Winde wehen gewaltig.

Indessen rückte der 20ste März, und mit ihm der Anfang des Frühlings heran. Tag und Nacht wurden das erste Mal im Jahre gleich; und nach und nach die Tage immer länger, und die Nächte kürzer. Allein die Witterung wollte noch lange nicht günstig werden. Denn bald entstand ein plötzliches Schneegestöber; bald ein Strich — und ein Landregen; und bald regnete und schneyte es durcheinander.

Der Wind war dabey sehr veränderlich. Er wehte iezt von Osten (Morgen), iezt von Westen (Abend), iezt von Norden (Mitternacht), und iezt von Süden (Mittag). Auch stürmten oft die vier dazwischenliegenden Winde, nemlich die Nord-Ost, Nord-West, Süd-Ost und Süd-Westwinde. Vermittelst einer Windrose konnte man sogar bemerken, daß die Winde in kurzer Zeit nach allen 32 Weltgegenden wechselten.

Es ist eine sehr weise Einrichtung des Schöpfers, daß die Winde in andern Gegenden nicht so veränderlich sind, wie bey uns.

Denn in den Indischen Meeren z. B. weht der Wind sechs Monate lang immer nach einer Richtung, und wiederum sechs Monate lang nach der entgegengesetzten Richtung. Man nennt diese Winde Passatwinde, oder auch Mußons: sie thun den Seefahrern ungemein gute Dienste.

So unangenehm nun die Unbeständigkeit und das bisweilen heftige Stürmen des Windes war, so war doch alles sehr nützlich und wohlthätig. Er reinigte die Luft von den schädlichen Dünsten, die von der aufthauenden Erde allenthalben aufstiegen. Er trocknete die Erde, welche durch Schnee und Regen gänzlich durchnäßt war; und zerstreute den Blumenstaub, wodurch die Bäume und Pflanzen fruchtbar gemacht werden. Denn dies und noch vieles andere bewirken die Winde. Wenn es heiß ist, kühlen sie die Luft ab, und wenn es kalt ist, mildern sie die Kälte. Bald trocknen sie die nasse Erde, und bald treiben sie die Wolken von allen Seiten zusammen, und verursachen einen wohlthätigen Regen. Sie bewegen das Wasser, daß es nicht faule und stinkend werde; treiben viele Mühlen, schütteln die Bäume, und befördern dadurch ihr Wachsthum und den Umlauf der Säfte.

Am letzten Tage des Monats April Nachmittags gegen 5 Uhr legten sich endlich

die

die Winde; der Himmel fieng an, sich aufzuheitern; die Wolken, welche sich rings umher auf den Bergen gelagert hatten, stiegen in die Höhe; und das liebe, schöne Himmelblau blickte von allen Seiten durch die zerrissenen Wolken durch. Herr Traugott sah nach dem Barometer, welcher am Fenster hieng, und den er seinen Wetterpropheten zu nennen pflegte; und fand, daß das Quecksilber in demselben seit dem Mittag gewaltig gestiegen sey. Nun freuet euch, Kinder! sagte er: Wir werden morgen einen herrlichen Maitag bekommen!

Dreyßigstes Kapitel.

Der schöne Mai ist da.

Nun war es also da, das schönste Monat im Jahre, das schönste Kind des Frühlings, der liebe, freundliche Mai. Herr Traugott, welcher ein großer Freund der Natur war, führte seine Kinder hinaus zur Stadt in das Freye, um da den schönen Abend nach Herzenslust zu genießen. Wie schön, wie unaussprechlich schön war da alles!

Luft und Himmel war heiter;
Laub und Blumen und Kräuter
Schmückten Felder und Hain.

Leise

Leise wehten die Weste; *)
Und im schattigten Neste
Girrten unschuldige Vögelein.

Alles tanzte vor Freude:
Dort ein Reh auf der Haide,
Hier ein Lämmchen im Thal;
Vögel hier im Gebüsche,
Dort im Teiche die Fische,
Tausend Mücken im Sonnenstrahl.

Der kleine Franz war außer sich vor Entzücken; er glaubte, sich in eine andere Welt, in einen Himmel versetzt zu sehn, und wußte nicht, wo er sich zuerst hinwenden, was er zuerst beschauen, beriechen, befühlen sollte. Er war ganz Auge, ganz Ohr, ganz Gefühl. Die Erde war mit dem schönsten Grün und mit Blumen von allen Farben bekleidet. Die Bäume waren in voller Blüthe, und verbreiteten mit den Blumen den angenehmsten Wohlgeruch. Im nahen Gehölze und auf Büschen und Bäumen hörte man Vögel singen und zwitschern; und in der Luft sah man unzählige kleine Geschöpfe sich bewegen, schwärmen und tanzen. Alles lebte in der Luft, auf der Erde und im Wasser; jedes Blatt, jeder Staub, jeder Tropfen war voll kleiner Thiere, die eben so gut, wie der Mensch ihr Leben von Gott erhalten haben, und sich nun freuten, daß sie lebten.

Der

*) Die Winde, die von Abend herwehen.

Der Herr Pfarrer und Herr Traugott standen auf einer Anhöhe, schauten rings umher, und waren recht vergnügt in der Natur und in ihrem Schöpfer.

Einunddreyßigstes Kapitel.

Der Herr Pfarrer und Herr Traugott halten eine sonderbare Unterredung.

Es ist wahr, sagte endlich Herr Traugott: es ist viel Böses in der Welt; aber sie ist und bleibt halt dennoch schön. Man sieht es aus allem, daß sie ein Werk Gottes ist; und was Gott schaft, das ist alles gut. Nur Schade, daß die Menschen so vieles böse machen, was er gut gemacht hat.

So mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will:
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und doch ist sie so schön,
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein.
Darf sich sogar des Frühlings freun.

Und

Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiesen, Berg und Wald,
Und Vögel singen fern und nah,
Daß alles wiederhallt.
Bey Arbeit singt die Lerch uns zu,
Die Nachtigall bey süßer Ruh.

Auch ich, sagte der Herr Pfarrer, habe oft meine Gedanken darüber gehabt, woher es nur kommen mag, daß der Mensch mehrentheils verdrüßlich ist. Man sollte nun meinen, er müßte der allervergnügteste seyn, da ihm der liebe Gott so viel vor den Thieren vorausgegeben hat; und doch triffts nicht ein. Wenn die Vögel singen, die Kälber springen, die Fischlein im Bache spielen, und die Frösche quacken, so gehen die Menschen bisweilen umher, hängen die Köpfe, und sehen aus, wie wenn ihnen die Hühner das Brot genommen hätten. Sagen Sie mir nur, wie das Ding zugeht?

Herr Traugott. Ja, wie sollt' es zugehn! es fehlt jedem was.

Herr Pfarrer. Ja, da frag ich nun wieder, warum fehlt denn jedem was? Dem Frosche fehlt ja nichts; dem Kibitz fehlt nichts; dem Storche fehlt nichts: warum muß denn gerade dem Menschen immer etwas fehlen? Es muß doch seinen Grund und seine Ursachen haben.

Herr Traugott. Ja, ein Mensch ist aber auch kein Storch.

Herr Pfarrer. Das ist wohl wahr. Was wollen Sie aber damit eigentlich sagen?

Herr Traugott. Wenn der Storch sein Nest und Frösche genug hat, so ist er vergnügt. So ist's aber nicht mit dem Menschen. Wenn der sich ehrlich ernähren will, so gehört schon mehr dazu.

Herr Pfarrer. Das leugne ich nicht. Dafür hat aber auch der Storch nur einen Schnabel, mit dem er schnatern, und Frösche fangen kann; der Mensch hingegen hat einen Mund, mit dem er sprechen kann. Der Storch hat in seinem Kopfe nichts, als ein bißchen Gehirn; der Mensch hingegen hat Verstand, und kann nachdenken. Der Storch hat nur Zähen; der Mensch hingegen hat auch zehn Finger, mit denen er so erstaunlich viel zu Stande bringen kann. Wie soll es denn also zugehen, daß einem Menschen immer etwas fehlt?

Herr Traugott. Wenn ich die Sache so beym Lichte besehe, so scheint es mir daher zu kommen, daß der Mensch mit dem nicht zufrieden ist, was ihm der liebe Gott bescheert.

Herr Pfarrer. Da haben Sie den rechten Punkt getroffen. Wer mit dem, was er hat, zufrieden ist, der hat immer genug; wer aber damit unzufrieden ist, dem fehlt immer etwas, bis ihm am Ende alles fehlt. Wenn dem Storche einmal die Frösche nicht

mehr schmecken; wenn er lauter Austern essen und sie für Frösche eintauschen wollte; — oder wenn der muntre Kibitz dort statt des Wassers nur Bier und Wein trinken, und anstatt der Würmer und Mücken nur Braten und Semmel essen wollte — was gilts, die beyden Vögel würden dann auch bald über Mangel klagen?

Herr Traugott. Das alles scheint mir so wahr, als die Sonne am Himmel steht.

Zweyunddreyßigstes Kapitel.

Erste Fortsetzung des merkwürdigen Gespräches.

Meine Meinung ist also die, daß ein jeder, Bürger oder Bauer vor allem mit dem Stande zufrieden sey, in welchen ihn Gott gesetzt hat; und mit dem vorlieb nehme, was er hat. Es kann aber jeder so viel haben, als er braucht, wenn er die Sache nur recht anzugreifen weiß. Denn jedes Handwerk hat einen goldenen Boden, wie die lieben Alten zu sagen pflegten, die auch nicht auf den Kopf gefallen waren.

Herr Traugott. Ja, wenn nur die schweren Zeiten nicht wären, die einem ehrlichen Manne oft den goldnen Boden durchschlagen.

Herr

Herr Pfarrer. Darum ist auch mein Rath, daß man von Jugend auf Hände und Kopf zu brauchen lerne. Ein Mensch, der recht nachdenken kann, und dabey seine Hände nicht in den Sack steckt, leidet selten Noth. Wenn's mit einer Arbeit nicht recht fort will, so ersinnt er eine andre, und weiß sich immer zu rathen und zu helfen. So machten es der kluge Bauer Kleinjogg, Wilhelm Denker, und Meister Stumpf am Thüringerwalde, und befanden sich wohl bey guten und bey bösen Zeiten, bey Sonnenschein und Regen. Es ist daher Sünd und Schade, daß viele Leute, so lange sie noch jung sind, so wenig Freude zum Lernen und zur Arbeit haben. Sie wachsen auf, wie das Unkraut, und wissen oft mit dem Kopfe weiter nichts anzufangen, als daß sie den Hut darauf sezen, und die Hände zu nichts weiter brauchen, als daß sie das Essen damit angreifen.

Herr Traugott. Darin muß ich Ihnen schon vollkommen Recht geben; indeß werden Sie doch gestehen müssen, daß nicht alle Handwerke gleich einträglich sind.

Herr Pfarrer. Aber jedes nährt doch seinen Mann, wenn dieser nur den Spruch nicht vergißt: Jeder strecke sich nach seiner Decke.

Herr Traugott. Ja mit dem Strecken ists so seine eigne Sache.

Herr Pfarrer. Was wollen Sie damit sagen?

Herr Traugott. Ich meine, es sey nicht so leicht, das Maul immer nach der Taschen zu richten.

Herr Pfarrer. Leicht ist's nun eben nicht für den, der das erst im Alter lernen soll: wohl aber für den, der es schon als Knabe gelernt hat.

Herr Traugott. Was soll also ein Knabe lernen?

Herr Pfarrer. Er soll den Unterschied kennen lernen zwischen den wesentlichen und zufälligen Bedürfnissen, und wissen, was zu jenen, und was zu diesen gehört, damit er nicht klage, wenn ihm die erstern fehlen, und zufrieden ist, wenn er die letztern hat. Wenn ich satt bin, pflegte Wilhelm Denker zu sagen, und einen Rock für den Tag und ein Bett für die Nacht habe: was brauche ich mehr? Pasteten nähren nicht besser, als Hausmannskost! ein seidenes Kleid hält nicht wärmer, als ein wollener Kittel; und wer müde ist, schläft auf einem Strohsack so ruhig, als auf Pflaumfedern. In dem Gebirge lernte ich einen braven Bauersmann kennen, der eben so dachte, wie Wilhelm Denker. Ihm schmeckte sein Brot, Milch und Butter besser, als manchem reichen Herrn seine Leckerbissen; er war dabey gesund, wie ein Hirsch, und

munter, wie ein Fisch im Wasser, und oft hörte ich ihn aus vollem Halse singen!

Zufrieden seyn, das ist mein Spruch!
  Was hilft mir Geld und Ehr?
Das, was ich hab, ist mir genug,
  Wer klug ist, wünscht nicht sehr;
Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr ist obendrauf
  Ein sehr zerbrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf
  (Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun und edel seyn und gut,
  Ist mehr als Geld und Ehr;
Da hat man immer guten Muth
  Und Freuden um sich her,
Und man ist stolz, und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf, und fürchtet keins.

Dreyunddreyßigstes Kapitel.

Zweyte Fortsetzung.

Herr Trautgott. Das Lied gefällt mir sehr, noch mehr aber der Bauer, der es sang. Ob es wohl viele solche Bauern geben dürfte?

Herr

Herr Pfarrer. Gewiß viele, darauf können Sie sich verlassen! Ich selbst habe mehrere gekannt, die zwischen dem, was genug ist, und dem, was überflüßig ist, genau zu unterscheiden wußten. Oft hörte ich sie sagen: Wer durstig ist, dem schmeckt das kühle Wasser aus der hohlen Hand so gut, als dem Reichen der theure Wein aus dem goldnen Becher; und wer den ganzen Tag wacker gearbeitet hat, der schlaft sanft und ruhig, und braucht dazu kein Pflaumenbett.

Herr Traugott. Aber es schlaft sich doch so weich und behaglich in einem Pflaumenbett.

Herr Pfarrer. Das scheint nur so. Derjenige, der selbst darin liegt, findet es ganz anders. Centnerschwer drückt ihn oft sein Bett, und er kann ganze Nächte kein Auge zuthun. Lieber Mann! es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Herr Traugott. Wahrhaftig ein schöner, alter Kernspruch!

Herr Pfarrer. Und dabey so wahr, als je einer aus dem Munde des weisen Königs Salomon gekommen ist! Indessen will ich Ihnen nur aufrichtig sagen, daß auch ich nicht immer so dachte, und daß mich nur erst ein kleiner Vorfall, der mir in meiner Jugend aufstieß, nachdenken und einsehen machte, daß Gesundheit mehr, als Ehr und Reichthum sey. Als ich noch ein Knabe war, hatte ich

eines edlen Grafen Sohn zu meinem Mitschüler. Er hieß Graf Karl. Dieser hatte Kleider von Gold, Silber und Seide. Er trank von den köstlichsten Getränken, und hatte immer viele und kostbare Speisen zu essen; indeß ich und meine Schwester Lise uns mit einem einzigen Gerichte begnügen mußten. Auch ging er selten zu Fuße; sondern fuhr in einem, mit muthigen Pferden bespannten Wagen daher. Ach! dachte ich da oft, wenn ich nur auch so glücklich seyn könnte, wie Graf Karl! — Nach einiger Zeit ward Graf Karl krank; und ich besuchte ihn. Lieber Gott! in welch einem Zustande habe ich ihn da gefunden! Er lag im Bette, und mußte die heftigsten Schmerzen ausstehn; er konnte weder schlafen, noch essen, noch trinken, und wimmerte, daß ein Stein sich seiner hätte erbarmen mögen. Ich erschrack am ganzen Leibe, als ich dies traurige Spektakel sah; denn ich erinnerte mich, daß ich diesen guten Grafen so oft beneidet, und mich an seine Stelle gewünscht hatte. Nun erkannte ich auf einmal meinen Irrthum. Ich dankte Gott, daß ich nicht Graf Karl war; und, um diesen lehrreichen Vorfall nie wieder zu vergessen, schrieb ich mir ihn auf, und machte folgende Verse dazu:

Graf Karl ist krank: das gute Kind,
Das gestern noch gelacht!
Daß Grafenkinder auch krank sind,
Das hab' ich nie gedacht.

Ein solches Kind leidt ja nicht Noth,
Darf nicht aus Hunger schreyn;
Ißt Torten, und ißt Zuckerbrot,
Und trinkt Kaffee und Wein.

Und ich und Lise sind gesund,
Und stark und rosenroth,
Und bringen fast nichts in den Mund,
Als Milch, Obst, Wasser, Brot.

Und wenn es Nacht wird, legen wir
Uns auf den Strohsack hin;
Du lieber Gott! wie dank ich's dir,
Daß ich nicht vornehm bin!

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Auch Franz freuet sich über die Natur.

Während der Herr Pfarrer mit Herrn Traugott sich also besprach, hatten Franz und Therese ein wahres Fest. Sie liefen die Anhöhe auf und ab, schwärmten auf der Wiese herum, und pflückten sich Blumen von allen Arten und Farben — Schlüsselblumen, Mayenglocken, Veilchen, Vergißmeinnicht u. s. w. Sie banden sich Sträuschen, wanden sich Kränze daraus, und schmückten damit den Hut und das Kleid. Nachdem sie endlich des Spiels müde waren, kamen sie wieder zu dem Herrn Pfarrer und ihrem Vater zu-

rück,

rück, setzten sich an ihrer Seite nieder, und sangen folgendes Lied:

Ihr Freunde des Frühlings erfreuet euch hier!
Umwindet mit Kränzen die Schläfe, wie wir!
Uns grünet die Wiese, uns blühet der Hain;
Uns laden zur Freude die Vögelein ein.

Dem Feinde der Tugend nagt Unmuth die Brust;
Unschuldige Kinder empfinden nur Lust.
Ja, Tugend und Freude sind ewig verwandt,
Es knüpfet sie beyde ein himmlisches Band.

Drum Freunde des Frühlings genießet die Zeit,
Zu ländlichen Freuden voll Eintracht bereit.
Es weckt uns zur Freude die ganze Natur;
Schön duften die Blumen, schön grünet die Flur.

Es ist mir lieb, sagte der Herr Pfarrer zu dem kleinen Franz, daß du dich mit deiner Schwester über die Natur freuen kannst. Ich kann die Menschen nicht leiden, welche dieselbe angaffen, wie die Kuh das neue Thor. Ich habe fast immer gefunden, daß es bey Leuten dieser Art auch mit dem Christenthum nicht am besten stehe. Die Natur ist ja Gottes Werk; und Gott kann man nur aus seinen Werken erkennen. Da waren doch unsere Alten ganz andere Leute. Sie hielten den Himmel für Gottes Spiegel und die Erde für seinen Garten, und die ganze Welt für ein großes, von Gott mit eigner Hand geschriebenes Buch, welches für jedermann auf-

geschlagen da liege. Nur müsse man die Kunst verstehen, darin von seinen Wundern lesen zu können. Sie gaben daher genau auf die Natur und ihre Veränderungen, auf den Wechsel der Zeiten und besonders auf den Frühling Acht; und feyerten diesen mit allerley Festen, wie noch heut zu Tage auf dem Lande hier und dort geschieht. Man richtete Maybäume auf; tanzte um dieselben herum, und stellte einen scherzhaften Krieg zwischen Winter und Sommer vor. Thüren und Fenster wurden mit Maybüschen, Sträußern und Kränzen verziert. Nur Schade, daß dergleichen ländliche Feste an manchen Orten zu Unordnung und Unfug Anlaß gaben. Indeß kann man sich auch in der Stille über die Natur freuen; und die beste Art, dieses zu thun, besteht darin, daß man sich nach dem Beyspiele des weisen Königs Salomon mit derselben bekannt zu machen suche, um mehr und besser die Wunder Gottes kennen zu lernen, der alles so schön und weise eingerichtet hat. Ich habe ein Buch, welches recht dazu gemacht ist, die Kinder auf die Natur aufmerksam zu machen. Das sollst du haben, und mir täglich daraus etwas vorlesen.

Fünfunddreyßigstes Kapitel.

Franz hält Vorlesungen.

Am folgenden Tage bekam Franz wirklich das neue, schöne Buch, und mußte zugleich seine Vorlesungen anfangen. Der Herr Pfarrer, Herr Traugott und seine ganze Familie setzten sich nun um den kleinen Vorleser in einem Kreise herum; und dieser begann also:

Wenn wir auf unsrer Erde uns umsehen, so bemerken wir unzählich viele Körper, welche sich entweder bewegen, oder ruhen; lebendig oder leblos sind. Betrachten wir sie genauer, so finden wir wieder, daß sie in einigen Stücken einander ähnlich — und in andern unähnlich sind. Wollte sich nun jemand die Mühe nehmen, alle diese Dinge kennen zu lernen, ihren Unterschied zu bemerken, und sie nach gewissen Aehnlichkeiten einzutheilen: so würde sein ganzes Leben nicht hinreichen, um mit dieser Eintheilung fertig zu werden, wenn er sich auch mit nichts anderem beschäftigen wollte.

Es ist daher sehr gut, daß es seit mehr als zweytausend Jahren immer einige Leute gegeben hat, welche man Naturforscher nennt, die alle Körper der Erde aufmerksam beobach-

teten, und ihre Beobachtungen auch fleißig aufschrieben. Durch diese wissen wir nun, daß alle Körper auf der Erde, zusammengenommen entweder Thiere, oder Pflanzen, oder Mineralien sind.

Thiere sind diejenigen Körper, welche wachsen, leben, empfinden, und sich nach Willkühr bewegen.

Die Pflanzen wachsen wohl auch, und haben eine Art des Lebens; aber sie empfinden nicht, und können sich auch nicht nach Willkühr bewegen.

Die Mineralien empfinden ebenfalls nicht, leben auch nicht, wachsen nicht, und werden nur alsdann größer, wenn sich von außen Theile nach und nach ansetzen.

Diese drey Abtheilungen nennt man die drey Reiche der Natur, nämlich das Thierreich, das Pflanzenreich und das Mineral- oder Steinreich.

Zum Thierreiche gehören

1) die vierfüßigen Thiere,

2) die Vögel,

3) die Amphibien, welche im Wasser und auf dem festen Lande zugleich leben können,

4) die Fische,

5) die Insecten oder vielfüßigen Thiere, welche wenigstens sechs Füße, keine Knochen

und statt des Blutes nur einen weißen Saft haben,

6) das Gewürm, welches statt des Blutes ebenfalls nur einen weißen Saft, aber weder Knochen, noch eigentliche Füße hat.

I. Einige vierfüßige Thiere.

Nagende Thiere. Das Eichhörnchen. Das Murmelthier, das auch in den Klüften unserer Gebirge wohnt. Der Hamster. Der Dachs. Der Iltis. Der Marder. Das Wiesel. Das Kaninchen. Der Maulwurf — Die reißenden Thiere. Der Fuchs. Der Wolf. Der Bär. Der Luchs. Der Löwe. Der Leopard. Der Tiger. Das Panterthier. Die Hyäne. — Thiere mit gespaltenen Klauen. Gemsen. Hirsche. Rehe. Rennthiere. Elendthiere. Kameele. Steinböcke. Ziegen. — Thiere mit Stacheln oder Panzern. Das Stachelschwein. Der Igel. Das Armadillo oder Gürtelthier. — Dünnbehaarte Ungeheuer. Der Elephant. Das Nasehorn (Rhinoceros). Das Flußpferd (Hippopotanus). — Menschenähnliche Thiere. Affen. Orangutang. Pavian. Meerkatze.

II. Einige Vögel.

Raubvögel. Der Geyer, der Falke, der Habicht, der Adler, die Eule, der Uhu. — Waldvögel. Der Papagey, der Kolibri, der Baumläufer, der Heher, die Krähe, der Rabe, die Elster, die Dohle. — Schwimmvögel. Der Schwan, die Gans, die Ente, der Sturmvogel, der Pelikan. — Sumpfvögel. Der Strauß, der Storch, der Kranich, der Reiher, die Schnepfe. — Das Gefliegel. Der Pfau, der Hahn, der Fasan, der Auerhahn, die Wachtel, die Taube. — Singvögel. Die Lerche, die Drossel, der Krametsvogel, die Amsel, der Fink, der Stieglitz, der Kanarienvogel, die Nachtigall, die Grasmücke, die Schwalbe, die Meise, der Zaunkönig.

III. Einige Amphibien.

Amphibien mit Füßen. Die Schildkröte, die gemeine Kröte, der Frosch, die Eidechse, der Molch, Salamander, Krokodill. — Die Schlangen. Die Klapperschlange, Riesenschlange, Königsschlange, die Natter oder Otter, die Blindschleiche. — Amphibien mit Floßfedern. Der Haifisch, der Menschenfresser, der Sägefisch, der Seedrache, der Hausen, das Meerpferd.

IV. Ei-

IV. Einige Fische.

Fische ohne Bauchfloßfedern. Der Aal, der Seewolf, der Tobiasfisch, der Schwertfisch. — Fische mit Bauchflossen. Der Stockfisch, das Petermännchen, der Schleimfisch — der Barsch, der Goldbrachsen, die Makrele, der Thunfisch — der Salm, der Lachs, die Forelle, der Hecht, der fliegende Fisch, die Sardelle, der Karpfen, die Barbe, der Gründling, die Schleiche, das Rothauge.

V. Einige Insecten.

Zu den Insecten gehören alle Käfer mit harten Flügeldecken: Maykäfer, Goldkäfer, Springkäfer, Holzkäfer, und das schöne Johanneswürmchen. — Käfer mit pergamentartigen Flügeln, als Heuschrecken, Grillen, Laternträger. Schmetterlinge, Tag= Abend= und Nachtvögel. — Insecten mit vier Flügeln, als Wasserjungfern, Tagthierchen, Wassermotten — Wespen, Hornisse, Bienen, Hummeln, Ameisen. — Insecten mit 2 Flügeln, als Bremsen, Fliegen, Schnacken, Mücken. — Insecten ohne Flügel. Dergleichen sind der Skorpion, der Krebs, der Kellerwurm, der Vielfuß, die Assel, die Milbe, die Spinne, die Todtenuhr, und andere.

VI. Das

VI. Das Gewürm.

Zu den Gewürmen gehören die weichen nackten Würmer, als der Fadenwurm, Regenwurm, Bandwurm, Blutigel, die Gartenschnecke, Seeraupe, das Medusenhaupt— dann alle Muscheln, die ein doppeltes — und alle Schnecken, die ein einfaches Gehäuse haben; man nennt sie zusammen Konchylien. — Ferner rechnet man zu den Gewürmen die Korallengewächse und Meerschwämme, und gewisse Geschöpfe, die halb wie eine Pflanze, halb wie Thiere beschaffen sind. Dergleichen sind die Polypen.

VII. Menge der Thiere.

Die Anzahl der Thiere ist unermeßlich. Man kann sie eben so wenig zählen, als die Sandkörner der Erde, und die Sterne am Himmel. Indessen hat man sich doch bisher viele und große Mühe gegeben, wenigstens die verschiedenen Gattungen der Thiere zu zählen; und da hat man gefunden, daß man ihrer 30,000 annehmen kann. Eine Gattung der Drosseln, die wir unter dem Namen Krametsvögel kennen, ist in so erstaunlicher Menge vorhanden, daß in Deutschland manchen Herbst ihrer viele Millionen gefangen werden; und dieß ist nur eine von den 30,000

Gattungen. Wie viel gibt es sodann Sperlinge, Tauben, Raben, Fliegen! wie viel vierfüßige Thiere! Wie viele mögen von Anfang der Welt bis auf unsere Zeiten gewesen seyn? Wie erstaunenswürdig ist die Güte Gottes? Er sorgt für alle. Die ganze Erde ist eine große, lange Tafel, an welcher er täglich Millionen Menschen und Thiere speiset.

VIII. Ernährungstriebe der Thiere.

Jedes Thier, dem die Speise nicht gleich vor dem Maule steht, besitzt eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, sich dieselbe zu verschaffen. Die Spinne kann nicht herumlaufen, und die Fliegen haschen. Sie verfertigt aber ihr überaus künstliches Gewebe, um sie darin als in einem Netze zu fangen. Sie setzt sich, sobald es fertig ist, in die Mitte, und legt ihre Füße auf die Hauptfäden. Nun kann sie die geringste Bewegung fühlen. Sobald ein Thierchen in ihr Netz fliegt, fährt sie schnell darauf zu, und umspinnt es mit ihren Fäden, daß es sich nicht rühren kann; dann hängt sie es an, und speist davon nach Belieben. Der Laubfrosch kann Ellenhoch nach fliegenden Insekten springen, und sie im Fluge haschen. Auch gibt es einen kleinen Fisch, der Spritzfisch genannt, der muß nach Gottes Befehl von Mücken leben, die auf Bäumen wohnen.

Wie mag er wohl zu diesen aus seinem Wasser hinaufkommen? In den Mund hinein fliegen sie ihm gewiß nicht, das könnt ihr leicht denken, Kinder! Er schießt sie also herunter. Er hält sich nämlich an waldichten Ufern auf; und sobald er ein Stück Wild auf einem Blatte sieht, nimmt er den gehörigen Stand, und schießt aus seinem Maul einen Wassertropfen hinauf, wovon sein Wildbret fällt. Sollte er einmal fehl schießen, so gibt er seiner Beute die zweyte Kugel, und diese trifft gewiß. — So wunderbar sind die Einrichtungen Gottes im Kleinen so gut, wie im Großen!

IX. Einsammelnde Thiere.

Manche Thiere finden ihr Futter nicht zu allen Jahrszeiten, z. B. die Bienen, die Hamster, die Eichhörnchen ꝛc. Diese lehrte nun Gott, sich Vorrathskammern anzulegen. Sie tragen daher ein, als wenn sie wüßten, daß im Winter nichts für sie wachsen werde; sie sammeln auch hinreichend, als wenn sie es berechnen könnten, wie viel sie für sich, und ihre Familie brauchen. Die Bienen sammeln, so lange Blumen sind, ihren Honig; die Hamster die besten Arten von Getreide; genießen es dann sparsam, und lassen den Menschen noch was übrig. Im Frühjahre findet man in den Bienenstöcken noch viel

Honig,

Honig, bey Hamstern Getreide. Ein alter Hamster sammelt oft 4 bis 5 Metzen Getreide, und damit es nicht auswachse, zerdrückt er den Keim.

X. Schlafende und wandernde Thiere.

Viele Thiere läßt Gott, wenn es am Futter fehlt, den ganzen Winter hindurch schlafen: als Käfer, Ameisen, Fliegen, Spinnen, Schnecken, Frösche, Eidexen, Schlangen, Dachse, Murmelthiere. Zu dem Schlafe bereiten sich viele ordentlich zu, verbergen sich, graben sich ein, und verstopfen sorgfältig die Eingänge zu ihren Schlafkammern. Wenn man sie im Winter an die Wärme bringt, wachen sie zwar nach und nach auf, leben aber gemeiniglich nicht lange. Im Frühjahre aber kommen sie munter hervor. Andere Thiere, besonders die Zugvögel, reisen, wenn es kalt wird, in fremde, wärmere Länder: dies thun die Störche, Kraniche, einige Schwalben und viele andere. Angenehm ist es, einen solchen Zug reisender Vögel zu sehen. Damit ihnen nämlich auf ihrem langen Wege das Fliegen nicht allzusauer werde, so pflegen sie auf ihrem Zuge eine solche Marschordnung zu wählen, wodurch sie die Luft leicht durchschneiden können. Sie bilden also die Figur eines querliegenden lateinischen Bau, (<). Der Anführer, wozu

allemal ein alter und erfahrner Passagier gewählt wird, macht vorn die Spitze; auf seinen Rücken legen zwey andere ihren Schnabel, und hinter diesen zweyen folgt die ganze Gesellschaft in zwey Linien, doch so, daß die Jungen und Schwachen hinten sind. Ist aber der Anführer müde, so wird er abgelöst, und er selbst nimmt nun seinen Platz am Ende. Im Frühjahre kommen sie wieder, und beziehen ihr voriges Quartier, welches sie richtig finden. Wer zeigt ihnen den Weg? — So wandern auch manche Fische im Wasser. Lachse, Heringe ꝛc. sind solche Zugfische, und kommen zu gewissen Zeiten. Wie viele Thiere sind nun, die nicht sammeln, nicht reisen, nicht schlafen, die kein Mensch füttert, die Gott doch ernährt! —

XI. Wohnung der Thiere.

Jedes Thier, das eine Wohnung nöthig hat, weiß sich dieselbe zu bauen. Es gräbt, bohrt, zimmert, spinnt, flicht, und klebt sich jedes auf eine bestimmte und ihm schon bekannte Art sein Lager. Bedürfen sie einer Decke, so bringen sie schon die Kunst, sie zu verfertigen, mit sich, und verändern ihre Kleidung mit dem Wachsthum nach ihrer Größe, wie z. B. die Raupen, Spinnen und Krebse. Wird ihnen die Haut oder Schale zu enge, so werfen sie sie aufs geschick-

schickteste ab, und bekommen eine neue. Soll eine gänzliche Verwandlung mit ihnen vorgehen, so graben oder spinnen sie sich auf mancherley Art vorsichtig ein, oder hängen sich an einen verborgenen Ort, wo sie nicht gestört werden. Aus ihrem Gefängniß wissen sie sich dann zu rechter Zeit wieder zu finden. Wer lehrte sie dies alles?

XII. Bekleidung der Thiere.

In den Bedeckungen der Thiere zeigte der Schöpfer die größte Mannigfaltigkeit und Zweckmäßigkeit. Einige, besonders in heißen Ländern, sind mit dünnen Haaren versehen, wie der Elephant; andere, besonders in kalten Ländern, haben einen dicken Pelz, wie die Zobel, und viele andere. Einige tragen Wolle, wie das Schaf; andere Borsten, wie das Schwein. Einige sind mit Stacheln versehen, wie der Igel; andere gepanzert, wie die Schildkröte. Die Vögel haben warme Federn, die Fische glatte und harte Schuppen. Die weichen Muscheln und Schnecken haben feste Häuser, worin sie wohnen. Käfer haben über ihre zarten Flügel härtere Decken; die Flügel anderer Insekten sind mit Staub bestreut, an welchen die Feuchtigkeit nicht haftet. In den Farben und Gestalten dieser Bedeckungen, der Haare, der Federn, des Staubes ist eine wunderbare Verschiedenheit.

Wie schön ist ein Pfau, wie schön ein Schmetterling!

XIII. Gesellige Ordnung der Thiere.

Können die Thiere nicht füglich einzeln leben, so halten sie sich zusammen; sie verstehen sich untereinander durch eine Art von Sprache; sie folgen einem König und Heerführer wie die Zugvögel, oder einer Königinn wie die Bienen; sie bauen und nisten gemeinschaftlich nach einerley Anlage; sie sammeln zum allgemeinen Besten; sie pflegen und füttern ihre Jungen unter einander; sie wehren sich mit vereinten Kräften; sie reinigen ihr Nest; tragen ihre Todten aus, und jedes Mitglied einer solchen Gesellschaft richtet sich nach weisen unwandelbaren Gesetzen. Ist es nöthig, ein Nest für die zukünftigen Jungen zu bereiten, so bauen sie es bey Zeiten, künstlich, sicher, bequem und räumlich genug: sie wärmen, sie vertheidigen ihre Jungen, sie säugen, füttern und ernähren sie. Andere legen ihre Eyer gerade an den Ort, wo die daraus entstehenden Jungen im Stande sind, sich zu nähren.

XIV. Wehr und Waffen der Thiere.

Fast allen Thieren hat der Schöpfer gewisse Mittel zur Gegenwehr oder doch zu

ihrer Sicherheit gegeben. Der Habicht ist der Feind und Verfolger der Hühner. Er schwebt über dem Huhn so hoch in der Luft, daß ihn das Auge des Menschen kaum entdecken kann. Das Auge des Huhns aber ist von Gott so scharf eingerichtet, daß es ihn gleich deutlich sieht, und Mittel sucht zu entfliehen. Junge Hühnlein kennen noch keine Gefahren; sie verstehen aber genau die ängstliche Warnung ihrer Mutter, und sammeln sich sogleich unter ihre Flügel. Die Affen stellen ordentliche Wachen aus, wenn sie auf Beute und aufs Plündern ausgehn. Sobald die Schildwache einen Feind ansichtig wird, macht sie das Feldgeschrey, und alles nimmt nun die Flucht. Die Jungen, welche noch nicht gut laufen können, hucken daben dem Vater oder der Mutter auf den Rücken, und lassen sich so forttragen. Wird ihnen, wie es bisweilen geschieht, die Flucht versperrt, so wehren sie sich: schlagen mit Prügeln, oder werfen mit Steinen tapfer um sich. — Der Dintenfisch hat einen schwarzen Saft bey sich, der ihm den Namen gegeben hat; wenn er verfolgt wird, läßt er ihn von sich, macht dadurch das Wasser trübe, und entflieht. Das Pferd wehret sich mit seinen Hinterfüssen, der Ochse mit seinen Hörnern, das Schwein mit Hauern; Hunde, Wölfe, Füchse durch Beißen, Krebse durch Kneipen. Wasservögel tauchen bey Gefahren schnell unter

ter Wasser, und kommen erst weit von dem Ort wieder hervor. Schnecken, Muscheln und Schildkröten ziehen sich in ihre Häuser; Igel wickeln sich in ihre Stacheln, Vögel picken und beißen, oder entfliehen; Bienen und Wespen stechen. Viele Insekten, besonders Käfer, ziehen sich zusammen, fallen herunter, und stellen sich todt. Andere Thiere, die zur Gegenwehr zu schwach sind, retten sich durch Geschwindigkeit, wie die Hasen, Hirsche, Rehe. Wie weise ist Gott! —

XV. Gottes Weisheit in den Trieben der Thiere.

Gott gab den Thieren keine Vernunft; aber er gab ihnen so regelmäßige und bestimmte Triebe, daß diese bey ihnen die Stelle der Vernunft ersetzen. Ein Thier macht alles, was es wissen muß, gleich recht, ohne es erst zu lernen; der Mensch nicht. Die junge Ente kann sogleich schwimmen; die junge Spinne versteht vollkommen, wie ihr künstliches Gewebe angelegt werden muß. Die Raupe spinnt sich, ohne je etwas gesehen zu haben, ihr künstliches Grab. Eine Schwalbe weiß genau, wie sie ihr Nest in der Höhe zusammenkleben soll, und wenn die Zeit ihres Aufenthalts vollendet ist, fühlt sie einen unwiderstehlichen Trieb zum Wegfliegen und zum Wiederkommen; so ist's auch bey den Störchen.

chen. Darum sagt Jeremias: Eine Schwalbe und ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit ꝛc. Jer. 8. V. 7. Wie gütig hat Gott doch für die Erhaltung der Thiere gesorgt!

XVI. Bildung und Bau der Thiere.

Wenn man mehrere Thiere zugleich ansieht, so muß man die äußere deutliche Mannigfaltigkeit, die der Schöpfer ihren Gestalten gegeben hat, bewundern. Kein Thier sieht dem andern ganz gleich. Noch mehr müssen wir die Weisheit des Schöpfers preisen, wenn wir bemerken, wie jedes Thier den Geschäften gemäß gebildet ist, die es verrichten soll. Den Adler und andere Raubvögel versah er mit Stärke und mit der tödtenden Klaue; den Schwan und andere Schwimmvögel mit ruderförmigen Füßen; die Hechte und andere Raubfische mit scharfen Zähnen. Den Störchen, Schnepfen und andern Sumpfvögeln gab Gott statt der Beine ein Paar hohe Stelzen, womit sie auf dem Boden des Wassers fußen können; und statt des kurzen Schnabels eine lange Zange und den ausgedehnten Hals dazu. Alle Thiere aber haben, weil ihnen die Vernunft mangelt, einen oder den andern Sinn weit schärfer, als wir. So hat Gott als ein liebreicher Vater die Thiere mit allem dem, was sie bedürfen, versorgt.

XVII. Nutzen der vierfüßigen Thiere zur Nahrung, zur Kleidung und zu andern Dingen.

Daß Gott die Thiere zu unserm Vergnügen und unserm Nutzen schuf, ist zwar bekannt. Indeß ist es doch angenehm, und erwecket uns zur Dankbarkeit und zur Liebe unsers größten Wohlthäters, wenn wir zuweilen einige Vortheile, die uns die Thiere gewähren, einzeln betrachten.

Die meisten Thiere können den Menschen zur Speise dienen. Zwar pflegen wir Europäer von vielen Thieren nicht zu essen: Wir essen nur von Rindern, Schafen, Ziegen, Schweinen und andern guten und reinen Arten. Aber andere Völker nähren sich auch von vielen andern, die wir für unrein halten. Die Tartarn in Asien essen Pferdefleisch; die Lappländer im Norden Rennthiere; die Kalmucken Murmelthiere, Ratten und Dachse. Die Siameser in Asien verschmähen die Eidexen, Ratten und Mäuse nicht. Auch die Milch verschiedener vierfüßiger Thiere, der Schafe, Ziegen, Kühe, Pferde, Kameele und a. m. ist den Menschen eine angenehme und nützliche Speise, aus welcher man auch Butter und Käse bereitet. Es gibt so gar viele Völker, die bloß von der Viehzucht leben.

Die vierfüßigen Thiere geben uns überdies den Stoff zu unserer Kleidung. Wir kleiden uns in die Wolle der Schafe; das Leder zu unsern Schuhen kommt von Ochsen und Kälbern; das Leder zu Beinkleidern von Hirschen, Kälbern, Schafen und andern. Haare zu Hüten geben uns Hasen, Caninchen, Biber und andere. Pelzwerk liefern uns Füchse, Wölfe, Zobel, Hermelin, Marder; das kostbare Grauwerk die russischen Eichhörnchen, die im Winter grau werden ꝛc. Der Bürstenmacher verarbeitet die Borsten zu Bürsten, und Haare vom Dachs und aus dem Schweife der Eichhörnchen zu feinen Pinseln. Dem Schuster dienen die Borsten als Nehnadeln. Ochsenhörner, Elfenbein, Knochen von allerley Thieren verarbeiten die Horn- und Beindrechsler, und Kammacher. Die Aufmerksamkeit und der Fleiß der Menschen weiß überhaupt an den vierfüßigen Thieren fast alles zu benutzen. Aus Kalb- Hammel- und Ziegenfellen, Bocks- Esels- und Schweinshäuten wird Pergament gemacht. Aus Sehnen und Knochen, so wie aus den Abgängen des Leders, wird Leim für die Tischler gesotten. Den Talg braucht man zu Lichtern und Seife.

Wie unglücklich und geplagt würden die Menschen seyn, wenn ihnen nicht manche Thiere die Arbeit erleichterten. Ochsen und

Pferde

Pferde spannt man vor Wagen, Pflug und Egge. Der Hund jagt, und bewacht das Haus, den Hof und die Herden. In einigen Ländern bedient man sich desselben sogar zum Ziehen, und spannt ihn, wie ein Pferd vor Karren und Schlitten. Vier Hunde ziehen zwey Personen sehr behende fort.

XVIII. Nutzen der Vögel.

Auch die lieben, schönen Vögel nutzen uns auf mannigfaltige Art: durch ihr Fleisch, ihre Eyer, ihre Federn, und selbst durch ihren düngenden Mist. Raubvögel, als Raben, Krähen und Geyer verzehren die Aeser, und verhindern dadurch, daß die Luft angesteckt werde. Andre, als Störche und Reiher, vertilgen die zu häufigen Frösche, Kröten, Eidexen und Schlangen; noch andere die zu häufigen Feldmäuse. Die Spechte, Sperlinge und viele Singvögel fressen täglich viele Millionen Insekten und Würmer, und die Schwimm- und Sumpfvögel räumen unter den Wasserbewohnern auf. Viele hat Gott angewiesen, zerstreuten Samen aufzulösen, und wieder auszusäen. So verschleppt der Krametsvogel Wachholderbeeren; der Kernbeißer die Kerne der Kirschen und den Samen der Tannen und Fichten; der Nußbeißer Nüsse; und alle diese vergrabenen Sämereyen keimen mit der Zeit auf. Der Eidervogel zieht zu

einer gewissen Zeit nach Norwegen, wo er durch sein wohlschmeckendes Fleisch, seine Eyer und seine Dunen die Einwohner ernährt. Die Falken braucht man zur Jagd. Sehr viele Vögel ergötzen uns durch ihren Gesang; verschaffen aber auch durch diese ihre Kunst vielen Menschen Nahrung. Wie mancher Mensch verdienet sich z. B. sein Brot lebenslang und reichlich durch den Handel mit Kanarienvögeln!

XIX. Nutzen der Fische und Amphibien.

Der Nutzen der Fische ist bekannt. Von ihrem Fange leben allein in Europa Millionen Fischer, und von ihrem Handel nähren sich viele tausend Kaufleute und Krämer. Der Stockfischfang allein beschäftiget gegen 100000 Menschen, und der Heringsfang wohl gegen 400000. Dieser Fisch ist eigentlich im Eismeer zu Hause; wird aber von dem Wallfisch, vom Hay und von andern Raubfischen in unbeschreiblicher Menge weggefangen. Um seinen Feinden zu entgehen, nimmt der Hering die Flucht in andere Meere; geräth aber alsdann den Menschen in die Hände. Denn die Norweger, Schweden, Dänen, Preußen, Engländer, Holländer und viele andere Völker lauern ihm in vielen tausend großen und kleinen Schiffen auf; Millionen werden gefangen, und durch Europa versendet. —

Der

Der 30 Ellen lange Wallfisch gibt das Fischbein und den Thran, welcher aus seinem Specke gebraten wird. Ein einziger Wallfisch gibt zu Thran 80 bis 90 große Tonnen voll Speck; und man setzt seinen Werth auf 1000 bis 2000 Reichsthaler.

Auch der Nutzen der Amphibien ist sehr beträchtlich. Viele Arten von ihnen dienen mit ihren Eyern und ihrem Fleische den Menschen zur Speise; besonders vermehrt sich die leckere und gesunde Schildkröte bis zum Erstaunen. Andere liefern uns mancherley nützliche Geräthe. Einige von ihnen vermehren unsere Arzneyen, und alle sind vom Schöpfer dazu angesetzt, die allzuzahlreichen Wassereinwohner, Insekten, Schnecken und andere Thiere zu vermindern.

XX. Nutzen der Gewürme, der Insekten und anderer Thiere.

Aber leisten denn auch die Gewürme, die vielen tausend Fliegen und dergleichen Geschöpfe den Menschen einige Dienste? — Ja auch diese sind Diener der Natur, und haben, wenn sie auch noch so verächtlich scheinen, ihren großen Nutzen. Die kleinsten Regenwürmer durchbohren die Erde, und helfen sie locker halten. Die vielen Fliegen und Käfer dienen den Vögeln zur Nahrung, Wasser-

ferinsekten den Fischen. Manche sind auch für den Menschen eine angenehme Speise, als der Krebs, der Hummer und im Morgenlande die Heuschrecke. Die fleißige Biene bereitet uns das süße Honig und das nützliche Wachs; der Seidenwurm spinnt für uns das künstliche, feine Gewebe, die Seide, und ernährt damit zugleich viele Millionen Menschen. Viele bieten sich uns als Arzneyen dar. Krebssteine geben heilsame Pulver; die Blasenpflaster macht man von den Spanischen Fliegen, und den Maiwurm braucht man als ein wirksames Mittel gegen den Biß eines tollen Hundes. Auch die Blutigel sind für manche Kranke ein treffliches Mittel zur Aussaugung des Bluts. Nur Schade, daß wir den Gebrauch und Nutzen von vielen tausend Dingen in der Welt noch ganz und gar nicht kennen!

XXI. Von den Bienen und Ameisen.

Das merkwürdigste Insekt ist die Biene. Man findet in einem Stocke dreyerley Geschlechter: Drohnen, ohne Stachel, welche die Eyer im Sommer ausbrüten; Arbeitsbienen, welche die bewundernswürdigen sechseckigen Zellen von Wachs machen, und von den Blumen den Honig hineintragen; und eine Königinn. Diese ist viel größer, als alle andern Bienen, und führt auch einen längern Stachel, als die Arbeitsbienen. Nichts

auf der Welt gleicht der Ehrerbietung, womit alle Bienen im Stocke dieser gemeinschäftlichen Herrscherinn und Mutter ihres Volkes begegnen. Da, wo sie geht, wird ihr gleich Platz gemacht; man ist geschäftig, sie zu putzen, zu reinigen, und ihr Bequemlichkeit zu verschaffen, und wo sie sich nur hinwendet, da zieht auch ihr ganzes Volk willig mit ihr. Stirbt sie, so stirbt auch die ganze Schaar von zwanzig bis fünfzig tausend Unterthanen; denn sie hören mit einmal auf, Honig und Wachs einzusammeln; der Kummer treibt sie in Einöden, und sie kommen entweder vor Hunger, oder durch Raubthiere, oder auf andere Art um.

So lange hingegen ihre Königinn lebt, ist alles in der emsigsten Arbeit; und wer nicht arbeitet, muß sterben. Wenn daher die Drohnen ihr Geschäft geendigt haben, und nun faulenzen wollen, so kommt es zu der berühmten Drohnenschlacht. Sie werden nämlich von den arbeitenden Bienen angegriffen, getödtet, oder weggejagt.

Ihren Stock halten die Bienen sehr reinlich. Ist etwas hineingekommen, was sie nicht wegbringen können, so überziehen sie es mit Wachs. Während der ganzen Arbeit führt die Königinn die Hauptaufsicht, und belebt die ganze Gesellschaft mit ihrer Gegenwart;

wart; und ist diese geliebte und geehrte Person vorhanden, so arbeitet jeder Unterthan mit Freuden, und ihr ganzes Gebäude ist in wenig Wochen völlig fertig. — Nicht wahr, liebe Kinder! die fleißige Biene beschämt manchen unter euch in der Liebe zur Arbeitsamkeit und im Gehorsam gegen die Eltern? Und doch ist sie nur ein Thier, ein Insekt, ein kleines unansehnliches Insekt.

Auch die Ameise ist ein merkwürdiges Geschöpf. Es baut sich ebenfalls mit vieler Emsigkeit unter der Erde einen Wohnort. Dies ist gleichsam eine kleine Stadt, trocken, sicher und wohl verwahrt angelegt. Darinnen sind, wie in den Bienenstöcken, verschiedene Einwohner, denen allen ihre besondern Geschäfte angewiesen sind. Die arbeitenden Ameisen holen mit großem Fleiß ihre Nahrung weit, und tragen sie auf den Winter ein. Sie haben auch eine bewundernswürdige Stärke: denn sie können eine Last tragen, die noch viermal so schwer ist, als der ganze Träger. — Geh hin zur Ameise, du Fauler, und lerne! — Bewundere, o Mensch, die Weisheit deines Gottes, und bethe ihn mit dankbarem Herzen an!

Der Wurm im Staub', und das Insekt,
Das kaum des Menschen Aug entdeckt,
Und aller Thiere Triebe
Beweisen Gottes Liebe.

XXI. Verwandlung der Insekten.

Das Wunderbarste in der ganzen Geschichte der Insekten ist ihre Verwandlung. Denn sehr wenige werden in der Gestalt, die sie am Ende haben, geboren. Die meisten kommen aus kleinen Eyern, die ein Käfer oder ein Schmetterling gelegt hat. Aus dem Ey kommt das Thierchen als Wurm, und heißt alsdann Raupe oder Larve. Diese Larve verwandelt sich, und wird zur Puppe oder Nymphe. Es zieht sich nämlich die Raupe zusammen; sie wird trocken, klein, hart und bekommt einen festen Ueberzug von verschiedenen Farben. In diesem Grabe liegt das Thier einige Zeit starr und todt da, bis endlich der wichtige Tag seiner Auferstehung ankommt. Nun öffnet sich das Grab, und es erscheint das Insekt in seiner wahren Gestalt, als Schmetterling, Käfer u. s. w. Es ist rührend, Kinder, den Schmetterling in dem Augenblick anzusehen, da er aus seinem Grabe hervorgeht, und das Licht der Welt zum zweyten Mal begrüßt. In den ersten Minuten scheint das neugeborne Thier noch schlaftrunken zu seyn; bald aber erholt es sich aus seinem Taumel, versucht seine neuen Werkzeuge, die prächtigen Flügel; erhebt sich auf denselben, schwebt in den Lüften, gaukelt von Blume zu Blume, und freuet sich, daß es lebt. — Wie sonderbar ist also das Leben des

In-

Insekts! als Wurm kroch es, als Puppe schlief es, und als Schmetterling fliegt es durch die Luft. — Wenn Gott so wunderbare Dinge an einem so kleinen, verächtlicheu Thiere thut, was wird er erst an uns thun?

Traurig schlich die Raupe hin zum Grabe:
„Ach daß ich umsonst gelebet habe!
Sterbe so verachtet, so gering!
Und da fliegt der schöne Schmetterling.„

Aengstig spann sie sich in ihre Hülle,
Schlief, und als der Schöpfung Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sey.

Träg und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sah sie itzo eine Raupe schleichen,
Und erhob sich froh, von Argwohn frey,
Daß sie Raupe selbst gewesen sey.

XXII. Von dem Menschen.

An der Spitze aller Thiere auf der Erde, in der Luft und im Wasser steht der Mensch; denn er ist — das vornehmste Geschöpf auf dieser Welt. Zwar werden wir in vielen Stücken von vielen Thieren noch weit übertroffen: der Hase hört, das Huhn sieht, die Ziege schmeckt, der Hund riecht, die Schnecke fühlt weit schärfer, als wir. Allein der kleinste Mensch

ist doch weit mehr, als der ungeheure Elephant, als der starke Löwe und alle Thiere: denn er hat eine Seele, die denken, wollen und handeln kann. Wir können aufrecht gehen, und so recht bequem zum Himmel aufblicken; wir können lesen, schreiben, rechnen, denken und reden; das alles können die Thiere nicht. Zwar lernt der Papagey und andere Vögel einige Worte sprechen. Allein sie wissen selbst nicht, was sie sagen. Auch weinen und lachen können die Thiere nicht, wie wir. Zwar heult der Hund, wenn ihr ihn schlaget, und der Sperling schreyt, wenn ein barbarischer Knabe ihn mißhandelt; aber weinen über den erlittenen Schmerz können beyde nicht.

Es waren einmal nur zwey Menschen auf der Erde, Adam und Eva; aber itzt sind ihrer wohl gegen tausend Millionen. Diese tausend Millionen Menschen sind aber gewaltig von einander verschieden: sie haben nicht einerley Farbe, nicht einerley Figur, noch Eigenschaften.

I. Einige sind weiß, wie die Europäer; andere schwarz, wie die meisten Afrikaner, und heißen Mohren; andere braun, wie die meisten Asiaten; noch andere röthlicht oder kupferfärbig, wie die alten Amerikaner.

II. Einige sind sehr groß, faß wie die Riesen: als Bucharen und Patagonier; sie messen 7 bis 8 Fuß. Andere sind sehr klein und eingeschrumpft, fast wie Zwerge: als Samojeden und Grönländer, Männerchen, nicht viel mehr als vier Schuhe hoch. Noch andere sind von mittlerer Statur, wie die meisten Leute in Europa.

III. Einige sind stark; können große Lasten tragen, die unser einer kaum heben kann; können schwere und anhaltende Arbeit verrichten; können das übelste Wetter ertragen, ohne krank zu werden, u. s. w. Andere dagegen sind schwächlich, werden leicht müde, kriegen leicht den Schnuppen, leben nicht lange, und kränkeln immer. Endlich

IV. Einige haben was Plumpes und Grobes im Aussehen, andere etwas Feines und Artiges. Einigen sieht man die Dummheit in den Gesichtszügen an; andern blickt der Verstand aus den Augen heraus. So verschieden sind die Leute in der Welt dem Leibe nach. Aber noch verschiedener sind sie der Seele nach.

I. Einige sind wirklich sehr klug, und sehen nicht bloß so aus; verstehen eine Menge Künste, und wissen tausend Dinge, die andere nicht wissen. Andere sind dumm und

unwis-

unwissend, oft dümmer noch, als sie aussehen; verstehen nichts, und können auch nichts begreifen. Die klügsten Leute sind wir Europäer, in Vergleich gegen alle andere. Wir können z. B. lesen und schreiben; wir verstehen Uhren und Strümpfe, Glas, Kanonen und Landkarten zu machen, Getreid und Vieh zu erziehen; wir können Dämme, Mühlen und große Schiffe bauen: alles das kann der Neger, der Irokese, der Kamtschadale nicht. Wir können bis Millionen zählen; und in Amerika gibt es ein ganzes Volk, Jameos genannt, das nicht über fünf zählen kann.

II. Einige sind menschlich, artig und gefällig gegen alle andere Menschen, thun Niemand etwas zu Leide, und bestehlen oder tödten wenigstens Niemand. Andere hingegen sind unmenschlich, grausam und hinterlistig gegen alle andere. — In Egypten kann Niemand eine Meile weit reisen, ohne in Gefahr zu seyn, geplündert oder gar todtgeschlagen zu werden: wie sicher läßt sich dafür in unserm Vaterlande reisen! In Afrika, Amerika und Südindien gibt es sogar noch Menschen, die andere Menschen, wo sie sie kriegen können, wie Schweine braten, oder gar lebendig auffessen. — Die dummen und grausamen Menschen nennt man Wilde und Barbaren; die klugen und gefälligen aber heißen gesittete und gebildete Menschen.

Aber

Aber warum sind denn die erwachsenen Leute auf der Erde so verschieden? Warum sind einige so gescheidt und menschlich, und andere so dumm und grausam? — Lieber Knabe! das kommt von verschiedenen Ursachen, größtentheils aber von der Erziehung her.

Es ist ein sonderbares Ding um den Menschen. Sein ganzer Unterschied vom Thiere besteht nicht darin, daß er Vernunft hat, sondern daß er Vernunft kriegen kann. Vernunft selbst bringt kein Mensch mit auf die Welt. Ein neugebornes Kind hat so wenig Vernunft, als ein neu ausgekrochenes Vögelein. Der Unterschied ist nur, daß der Vogel in der Welt nie Vernunft kriegen kann; das Kind aber kann es, je nachdem mit ihm verfahren wird. — Keine Nachtigall wird wie andere Nachtigallen singen, wenn sie es nicht von ihnen hört und lernt: ohne das zwitschert sie bloß, wie ein Sperling. Eben so wird kein Mensch deutsch sprechen, wenn ers nicht von andern hört und lernt; sonst gibt er keine andere, als thierische Töne von sich. Kein Kind wird auf zwey Beinen gehen, oder drey zählen können, oder vernünftig werden, wenn es nicht unter andern bereits vernünftigen Geschöpfen aufwächst.

Einst

Einst verlor sich ein kleines Kind von seinen Eltern weg in einem Walde, wo viele Bären waren. Die Bären thaten ihm nichts zu Leide, sondern fütterten es, und liessen es mit sich laufen. Da wurde das Kind wie ein Bär, kroch auf allen Vieren, wurde haaricht, fraß rohe Wurzeln, lernte nie sprechen, blieb ohne Vernunft. — Ein anderes Kind kam unter eine Herde wilder Schafe. Dieses wurde, wie ein Schaf, blöckte wie ein Schaf, fraß nichts als Schafskräuter, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Und du, lieber Knabe! kamst unter Menschen, und zwar unter gesittete Menschen: also kannst du sprechen, bist schon etwas vernünftig, und wirst, wenn Gott will, noch vernünftiger werden, wenn du anders die gute Gelegenheit, deine Vernunft auszubilden, recht benutzen wirst.

Erwachsene Leute also bilden die jungen; menschliche Eltern machen ihre Kinder menschlich. Diese werden immer wie jene, oder wenigstens wie andere große Leute, die sie um sich sehen, und mit denen sie umgehen.

Dank' daher für Erziehung, lieber Knabe! dank' denjenigen, die dich erzogen haben, und noch erziehen. Ohne diese wärst du ein kleiner Wilder, ein eckelhafter schmutziger

Bube, vielleicht gar ein sprachloses, unvernünftiges Thier geworden.

Ein ganzes Volk von Riesen oder Zwergen gibt es nicht auf der Erde. Es ist blosser Scherz, was in einigen Büchern von den Leuten in Lilliput erzählt wird, die nicht grösser sind, als mein kleiner Finger. *) Aber bey einzelnen Menschen thut die Natur zuweilen einen allzustarken Schuß, oder sie bleibt

*) In Lilliput (ich glaub' es kaum,
Doch Swift erzählt's) gibt's Leute,
So gross als ungefähr mein Daum:
Man denk' erst in der Weite!
Da müssen sie gewiss so klein,
Als bey uns eine Mücke seyn.

O wär' ich dort, wie gross wär' ich!
Man nennte mich den Riesen,
Und mit den Fingern würd' auf mich,
Wo man mich säh', gewiesen:
Dort, spräche sie, dort gehet er!
Und vor mir ging ein Schrecken her.

Doch, wenn ich nun nicht klüger wär'
Als ietzt; sie aber wären
Gesitteter, verständiger:
Wie? würden sie mich ehren?
Ich glaube kaum. Sie würden schreyn:
Am Leibe gross, am Geiste klein.

bleibt auch wohl im ersten Wachsthum stehn. Dergleichen Leute lassen sich oft in den Städten für Geld sehen.

Der größte Mensch unsrer Zeit war ein Hannoveraner, der große Christoph genannt. Der größte Mann reichte ihm nur an die Schulter.

Das kleinste bekannte Männlein hieß Bebe, und war Hofzwerg bey König Stanislaus in Polen. In seinem 23sten Jahre, welches das letzte Jahr seines Lebens war, hatte er die Größe von 33 Zoll. Dergleichen Leute leben selten lange.

Das Leben der Menschen ist überhaupt nicht lang. Tausende sterben als Kinder; Tausende als Knaben; Tausende als Jünglinge und Männer; wenige als Greise. In einem einzigen Jahre sterben gegen 30 Millionen Menschen; also jeden Tag 82000 jede Stunde 3400, jede Minute beynahe 60, und jede Secunde ungefähr ein Mensch.

Das natürliche Ziel des menschlichen Lebens erstreckt sich etwa auf 80 bis 90 Jahre; und dieses Ziel kann der Mensch in jedem Lande der Erde erreichen. Wenn ein Mensch sein Alter über hundert Jahre bringt, so wird dies schon für ein kleines Wunder gehalten. Der älteste bekannte Mensch in unsern Zeiten hieß Johann Heinrich Tischer; er starb in

Hannover im Jahre 1773 in seinem hundert und siebenzehnten Jahre. Aber auch die längste Lebenszeit ist, verglichen mit der Ewigkeit, nur ein kurzer Traum.

Lieber Knabe! du bist iezt jung und klein; wenn du aber gesund bleibst, so wachsest du immer größer, bis du völlig erwachsen bist. Vielleicht wirst du einmal alt. Ganz gewiß wirst du aber einmal sterben; denn alle Menschen müssen sterben.

Hin geht die Zeit, her kommt der Tod:
Bedenk's, o Knab, und fürchte Gott!

Sieben u. dreyßigstes Kapitel.

Die Gesellschaft wird zahlreicher.

Vier Wochen waren nun in Frieden und Freuden verflossen, seitdem unser Franz seine Vorlesungen angefangen hatte. Denn er durfte nicht alles auf einmal, sondern jeden Abend nur etwas weniges lesen, das der Herr Pfarrer sodann erklärte, und deutlicher und faßlicher machte. Alles war dabey Aug und Ohr, und sah und hörte nichts, als den lieben Herrn Pfarrer. Dem Herrn Traugott selbst ward dabey jedes Mal so wohl und so weh, daß

daß ihm helle Zähren in den Augen standen, besonders wenn er den kleinen Leser anblickte, der oft vor lauter Thränen keinen Buchstaben mehr sah. Er wußte zwar alles größtentheils schon lange; allein so recht darüber nachgedacht hatte er doch nie. Die Natur, pflegte er dann oft zu sagen, ist doch eine wahre Schule für Kopf und Herz: man kann sie nicht betrachten, ohne die Weisheit und Allmacht Gottes zu bewundern, seine Güte zu preisen, ihn selbst mehr zu lieben, und ein besserer Mensch zu werden. Mein ganzes Vermögen würde ich darum geben, wenn man mich schon als einen Knaben darauf aufmerksam gemacht hätte!

Indessen wurden die Nachbarn des Herrn Traugott, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, auf die sonderbaren Unterhaltungen aufmerksam, die in dem Hause des letztern Abends vorfielen. Da ihnen die Sache ungemein wohlgefiel, so beschlossen sie, in der Feyerstunde bisweilen bey ihm zuzusprechen.

Unter diesen Bürgern befand sich auch ein Mann von altem Schrott und Korn, Meister Conrad Binder genannt, welcher Herz und Kopf auf der rechten Stelle hatte. Er war weit und breit in der Welt herumgereiset, und hatte vieles gesehen und erfahren. Er ging daher auch gern mit verständigen

Leu-

Leuten um, und vergaß in ihrem Umgange oft Essen und Trinken, nur die Arbeit nicht. Dabey war er aber ein sonderbarer Kopf, dem der zehnte Discurs nicht anstehen wollte. Denn mit Zeitungsnachrichten, mit Krieg und Friedensschlüssen, Schlachten und Empörungen, Ländervertheilungen, Staatsveränderungen, und dergleichen Gegenständen, von denen manche Leute vom Morgen bis zum Abend singen und sagen können, mußte man dem Meister Conrad vom Leibe bleiben. Er konnte das Politisiren und Kannegießern in seiner Seele nicht leiden, und führte immer den Spruch im Munde:

Weil die Weiber vergassen das Spinnen und das Stricken,
Die Männer beym Wein über Staatssachen stritten,
Sind viele von Haus und Hof geschritten.

Die Unterhaltungen in Herrn Traugott's Hause waren also für Meister Conrad eine gemähte Wiese. Jeden Abend, den der liebe Gott im Himmel schickte, fand er sich richtig dabey ein, und gewann den kleinen Vorleser so lieb, daß er ihm überall, wo er ihn nur sah, freundlich zunickte, oder ihm wohl gar die Hand drückte.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Von Bäumen und der Baumzucht.

Franz setzte also seine Vorlesungen fort, und zwar mit noch größerm Fleiß und Eifer, als er sie angefangen hatte. Denn er hätte sich geschämt, vor so vielen Herren, die ihm zuhörten, einen Fehler im Lesen zu begehen.

Er war nun in seinem Buche bis zum Pflanzenreiche gekommen, wozu, wie bekannt, Bäume und Sträuche, Kräuter, Zwiebelgewächse, Gräser, Moose und Schwämme gehören. Das war Wasser auf Meister Conrad's Mühle; denn er war in diesem Fache sehr wohl zu Hause, und hatte auf seinen weiten Reisen alle seine fünf Sinne darauf gerichtet. Er behauptete, daß Kenntnisse dieser Art dem Menschen so nothwendig wären, als das liebe tägliche Brot; und berief sich dabey auf das Beyspiel des weisen und weltberühmten Königs Salomon, der in seinem Leben dergleichen Dingen beständig nachforschte, und von allem Bescheid wußte, von der Ceder auf dem hohen Libanon bis hinunter zum Ysop, der an der Wand kriecht.

Das erste Hauptstück handelte von den Bäumen. Die Gartenbäume kannte Franz größ-

größtentheils schon selbst; denn im Garten seines Vaters standen verschiedene Arten derselben: Aepfel- Birn- Pflaumen- Kirsch- Pfirsich- Aprikosen- Quitten- und Mispelbäume. Allein die Forstbäume waren ihm meistens fremde. Es kam ihm also sehr zu statten, daß der Herr Pfarrer sich eine artige Holzsammlung angelegt hatte, in welcher die schönsten Stücke von Tannen, Fichten, Kiefern, Lerchen- Wachholder- Taxusbäumen und andern Nadelhölzern, so wie von Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Aeschen, Linden, Pappeln, Espen, Weiden, Vogelbeerbäumen und andern Laubhölzern zu sehen waren. Franz betrachtete sie alle, lernte sie voneinander unterscheiden, und ihren Gebrauch und mannigfaltigen Nutzen einsehen.

Denn nicht die Gartenbäume allein sind ihrer lieblichen Früchte wegen von unschätzbarem Werthe: die Forstbäume sind es nicht minder. Die Früchte der Eichen und Buchen (Eicheln und Bucheckern) taugen sehr gut zur Mastung der Schweine, die Galläpfel zum Färben und zur Dinte; und die Beeren der Eberesche (des Vogelbeerbaums) sind den Vögeln ein angenehmes Futter. Das Holz der Tannen, Fichten und Kiefern dient zu Balken, Latten, dauerhaften Pfählen, Röhren, und zur Tischlerarbeit; auch zum Brennen und Verkohlen. Aus den untersten

Stämmen wird Pech, Theer und Kienruß gebrannt. Der Stamm der Tanne gibt das Terpentinharz, und aus den Zapfen derselben erhält man das Terpentinöhl. Auch die Birke gibt im Frühling einen Saft, woraus man einen lieblichen Wein bereiten kann. Wer ihn gewinnen will, muß die Oefnung an der Sonnenseite des Baums machen. Man kann in 24 Stunden vier bis 5 Kannen sammeln. Länger als 48 Stunden darf man jedoch den Baum nicht fließen lassen, sonst stirbt er. Die Wunde muß mit einem von Werg umwundenen Pflock verstopft werden. Das Baumöhl ist der ausgepreßte Saft von der Frucht des Oehlbaums, der in Portugal, Spanien, Frankreich und Italien häufig wächst. Ganze Olivenwälder gibt es da, und vielen tausend Menschen verschafft der Bau der Bäume und das Pressen des Oehls ihren reichlichen Unterhalt. Kampfer und Mastix quellen ebenfalls aus der geritzten Rinde gleichbenannter Bäume heraus.

Die bräunliche Rinde des Fieberrindenbaums, China genannt, hat die Kraft, die Nerven des Körpers ungemein zu stärken, und der Fäulniß der Säfte Einhalt zu thun; sie wird daher in Fiebern und vielen Krankheiten mit großem Nutzen gebraucht. Auf diese Art verschaffen die Bäume den Menschen Nahrung und Unterhalt, Kühlung und

Wärme.

Wärme, und oft sogar die Gesundheit. Auch ist ja schon das Obst an unsern Gartenbäumen eine rechte Arzney und wahre Wohlthat für Gesunde und Kranke, wenn es nur recht reif ist. Es hat die Eigenschaft, daß es kühlt, und frisches Blut gibt; und der liebe Gott läßt es eben zu der Zeit wachsen, da der Bürger und Bauersmann Kühlung und frisches Blut braucht zu seiner Arbeit.

Um die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Holzes überhaupt einzusehen, darf man nur erwägen, welch eine erstaunliche Menge desselben alle Jahre für die Haushaltung, Schmelzöfen, Salzsiedereyen, Glashütten, Ziegel- und Kalköfen verbraucht: zum Bau der Häuser, Festungen, Schiffe, Wind- und Wassermühlen, Schleußen, Brücken, Dämme, Wehre, Zäune und Planken angewendet, und von den Tischlern, Drechslern, Rademachern, Sattlern, Leistenschneidern, Schindelmachern, Schachtel- und Siebmachern, auch andern Handwerksleuten verarbeitet wird. Das Holz nimmt daher auch, je länger je mehr in vielen Ländern ab, weil man bisher so verschwenderisch mit demselben umgegangen ist, auch in vielen Gegenden noch umgehet, und es nicht fleißig und sorgfältig genug wieder anpflanzet. Es wächst jährlich lange nicht so viel wieder zu, als verbraucht wird; es wird also immer theu-

rer, und viele Länder haben schon einen großen Mangel an demselben, so daß sie anstatt des Brennholzes entweder Torf, oder Steinkohlen, oder Stroh, Stoppeln, hochstämmige und starke Pflanzen, ja sogar getrockneten Mist von Thieren brennen müssen, um sich zu erwärmen, und Speise zu bereiten.

Man kann daher die Baumzucht nicht genug empfehlen; und es wäre sehr zu wünschen, daß man das tief beherzigte, was im Noth- und Hilfsbüchlein hierüber gar schön zu lesen ist:

Im schlechtsten Raum
Pflanz einen Baum,
Und pflege sein:
Er bringt dirs ein.

Es gibt noch Dörfer, wo man kaum hier und da einen Obstbaum, und das von den schlechtesten Sorten sieht, und wo es doch Plätze genug gibt, die zu Anpflanzungen taugen; indem besonders die Kirschen- und Zwetschkenbäume auch im schlechtesten Boden fortkommen. Es ist daher sehr löblich, daß man an einigen Orten schon die Kinder unterrichtet, wie man Bäume pflanzet, und wartet, daß sie wohl gedeihen; auch wie man durch Pfropfen, Oculiren und andere dergleichen Künste wilde Stämme in die kostbarsten Obstarten verwandelt. Das alles verstand

der

der brave Bauersmann Kurt in Lodersleben bey Querfurth in Sachsen vortrefflich; und es bekam ihm wohl bey seiner Haushaltung, und er verdiente sich noch oben darein manchen schönen Thaler Geld.

Allein da gibt es zuweilen böse und ruchlose Menschen, die entweder aus Neid oder aus Bosheit die Bäume, welche von fleißigen Hauswirthen gesetzt werden, gottloser Weise beschädigen und verderben, und dadurch den lieben Gott hindern, die Menschen durch ihre süßen Früchte zu erquicken. Es ist daher sehr billig und recht, daß die hohe Obrigkeit dergleichen Bösewichter, wenn sie entdeckt werden, ohne Gnade züchtigen und peitschen läßt, wie es zu seinem eigenen Schaden erfahren hat der boshafte Bube Max, der Baumverderber.

Ein schlechter Mensch ist der, der Bäumen schaden kann;
Dafür droht man ihm auch das Handabhacken an.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Von den Beeren und Sträuchen.

Mit den Beeren hat es die nämliche Bewandtniß, wie mit den reifen Baumfrüchten;

auch sie laben und erquicken den Menschen, und erfrischen sein Blut. Die Kinder der Landleute thun wohl, wenn sie um die Zeit, da die Erdbeeren, Heidelbeeren und Himbeeren reif sind, ihre Eltern um Erlaubniß bitten, in den Wald zu gehen, und solche Beeren zu holen. Es müssen aber nur immer eine Anzahl mit einander gehen, und sie dürfen keinen Unfug dabey treiben. Sie müssen auch die Beeren nicht alle selbst essen, sondern solche, wenn sie arm sind, verkaufen, und ihren Eltern das Geld geben. Die dieses aber nicht nöthig haben, können doch ihre lieben Eltern, welche ihnen, Jahr aus Jahr ein, Essen, Trinken und Kleider schaffen, mit den Beeren auch einmal laben, und ihnen ein Abendessen davon machen. Die Erdbeeren schmecken aber am besten, wenn man etliche Mal rein Brunnenwasser darauf gießt, die darunter gekommenen Blätterchen abnimmt, und wenn sie ganz rein sind, eine Kaltschale mit Brunnenwasser daraus macht, und Brot dazu ißt.

Mit Himbeeren kann man sogar einen guten Gesundheits-Essig machen. Man reinigt die Himbeere von allem Schmutz und Blättern, und gießt klaren und scharfen Essig darüber. Dieses läßt man an der Sonne ein Paar Tage stehen, gießt es dann ab über frische Himbeeren, und läßt aus diesen die

Kraft

Kraft auch ausziehen. Man kann es auch zum dritten Mal wiederholen. Alsdann seihet man den Essig durch reine Leinwand, und verwahrt ihn wohl in zugepfropften Flaschen im Keller. Solcher Himberessig ist ein herrliches Mittel wider böse Luft, und man kann Menschen, die in Ohnmachten liegen, damit wieder zu sich selbst bringen. Ein oder zwey Löffel voll davon in ein Maß Brunnenwasser gethan, geben ein sehr dienliches Getränk für Gesunde in heißen Arbeitstagen, und für Kranke in den meisten Krankheiten.

In Thüringen kochet man sogar aus Möhren oder gelben Rüben einen Saft oder Syrup. Man ißt ihn sodann auf dem Brote für Butter, und braucht ihn statt Zucker oder Honig zu allerhand Speisen. Des Morgens gegessen vertreibt er die Würmer, und ist sonst sehr gesund.

Unter den Erdfrüchten sind besonders die Kartoffeln, oder wie sie an vielen Orten heißen, die Erdäpfel besonders merkwürdig, welche der englische Admiral, Franz Drake, im Jahre 1586 zuerst aus Amerika nach Europa gebracht hat. Man kann sie trocken mit Salz essen, mit andern Gemüsarten vermengen; Brey und Suppe daraus kochen. Darum singen auch die lieben Bauern beym Herrn Asmus:

Pasteten und viel Leckerbrot
  Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Noth;
Sie kochen uns viel eher todt.
  Ihr Herren laßt euch sagen!

Schön röthlicht die Kartoffeln sind
  Und weiß wie Alabaster,
Verdaun sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind
  Ein rechtes Magenpflaster.

So groß aber auch der Segen ist, welchen uns das Pflanzenreich darbiethet, so muß man doch große Vorsicht und Behutsamkeit gebrauchen, daß uns derselbe nicht zum Fluche wird. Denn es gibt unter den Kräutern, Beeren, Wurzeln und Schwämmen auch viele Giftpflanzen, wodurch schon viel Unheil in der Welt ist angerichtet worden. So mußte zu Eitelbrunn bey Regensburg ein sechsjähriger Bauernknabe sterben, weil er Hundspetersilie aß, welche er für Petersilien-Wurzeln hielt. Ein anderer Knabe hatte die Beeren der Wolfskirche gegessen, und konnte nur mit vieler Mühe vom Tode gerettet werden. Dafür mußten aber zwey andere Kinder, die ebenfalls Wolfskirschen gegessen hatten, elendiglich sterben. Ja man hat Exempel, daß ganze Familien und Klöster auf diese Art vergiftet worden sind.

Vierzigstes Kapitel.

Von den giftigen Gewächsen.

Als Franz diese Stelle in seinem Buche gelesen hatte, zog der Herr Pfarrer das Noth- und Hilfsbüchlein aus seiner Tasche, und las aus demselben die traurigsten Unglücksgeschichten vor, welche sich hier und da mit giftigen Gewächsen zugetragen hatten. Meister Conrad schüttelte dabey einmal über das andre den Kopf, und legte endlich dem Herrn Pfarrer die Frage vor: warum doch der liebe Gott Kräuter wachsen lasse, die so schädlich sind? — Schädlich, sagte der Herr Pfarrer, sind sie nun freylich, aber nur dann, wenn man sie ißt. Sonst haben sie ihren guten Nutzen, manche als Arzney für Menschen und Vieh, andere zum Färben und Beitzen, und wieder andere, das Ungeziefer zu vertreiben. Denn

Der Kräuter Kraft ist mancherley:
Eins ist dir Gift, eins Arzeney.

Sie haben auch das Gute, daß sie böse Dünste aus der Erde und aus der Luft an sich saugen, welche sonst in das Getreide und in die Früchte, die wir essen, und durch den Athem und den Schweiß in uns selbst eindringen würden. Bey vielen wissen wir nun den

Nutzen

Nutzen noch nicht, werden ihn aber erfahren, wenn wir ferner fleißig über die schönen und großen Werke Gottes nachdenken, und durch sorgfältige Proben erforschen, wozu jedes nützen kann. Denn

Alles, was Gott schafft und thut,
Ist fürwahr recht schön und gut:
Wenn man nur bedenket wohl,
Wozu jedes nützen soll.

Wenn aber auch manche Gewächse uns und unserm Vieh gar nichts nützten: so dienen sie doch andern Thieren zur Nahrung oder zur Gesundheit; und der liebe Gott muß, als ein guter Vater seiner Geschöpfe, auch für den geringsten Wurm sorgen, daß er nicht Noth leide, so lange er lebt. Uns Menschen hat er aber Augen, Geruch, Geschmack und Vernunft dazu gegeben, daß wir unterscheiden sollen, was uns zur Nahrung dient, und uns vor dem hüten, was uns schädlich ist. Er hat auch Lehrer in den Kirchen und in den Schulen dazu bestellt, daß sie den gemeinen Mann, der wegen seiner Arbeit nicht genug Zeit hat, sich um alles zu bekümmern, in solchen Dingen, die ihm nutzen oder schaden, unterrichten sollen, und gute Obrigkeiten sehen darauf, daß keiner ein Lehramt bekomme, der nicht fleißig studirt hat, was zu einem vergnügten Leben, und zur Hilfe in Nothfällen dient.

Da ist nun bey dem Gift die erste und vornehmste Regel, welche man besonders Kindern einprägen muß:

Iß nichts, das du nicht kennst,
Wenn's noch so süße schmeckt,
Weil oft der bittre Tod
In süßen Wurzeln steckt.

Die zweyte Regel ist: wenn du Kräuter oder Früchte findest, die zur Nahrung dienlich scheinen, so frage zuerst verständige Leute um Rath, ehe du sie zur Speise brauchst. Ueberhaupt thut man aber wohl, sich vor den Gewächsen zu hüten, welche in stehenden Wassern, Morästen und Teichen, oder auch nur an sehr feuchten Orten wachsen, wo wenig Sonne hinkommt, und die Luft keinen freyen Zug hat. Auch die gesündesten Pflanzen werden schädlich, wenn sie gar zu feucht, oder in einem faulen dumpfigen Boden erwachsen.

Mit diesen Worten stand der Herr Pfarrer auf, und führte die Gesellschaft in seine Wohnung, wo er ihnen den Schierling, das Bilsenkraut, das Eisenhütchen, den Stechapfel, die Belladonna, und wie die giftigen Pflanzen alle heißen, in ihrer natürlichen Gestalt zeigte. Vorzüglich mußte sie Franz mit Aufmerksamkeit betrachten, um sich schon als Knabe vor Schaden und Unglück bewahren zu können.

Ein u. vierzigstes Kapitel.

Franz lernt einige Mineralien kennen.

Bey dieser Gelegenheit bekam Franz auch die schöne Mineralien-Sammlung zu sehen, welche der Herr Pfarrer nach dem Geschmacke vieler Herren und Damen in Salzburg angelegt hatte. Er sah darin theils gediegen, theils in Erzen die schönsten Stücke von edlem Metall, das ist: von Gold und Silber, so wie vom unedlen, als Kupfer, Zinn, Bley und Eisen. Die Halbmetalle, als Zink, Galmei, Spiesglas, Wismuth und Quecksilber fehlten ebenfalls nicht.

Auch sah er daselbst außer den verschiedenen Erden und Salzarten mancherley Erdharze: als den bekannten Schwefel, das Judenpech, das man in einigen Ländern statt des Kalkes bey Mauern und Thürmen braucht; die Steinkohlen, durch deren Dampf schon so viele Menschen elendiglich umkamen; den Bernstein, der im Dunkeln beym Reiben leuchtet, Funken von sich gibt, und andere Körper an sich zieht; und dergleichen brennbare Mineralien mehr.

Ueberdies hatte der Herr Pfarrer auch Steine aller Art: Kalkartige, Gipsartige,

und Thonartige oder feuerfeste Steine. Besonders gefielen dem aufmerksamen Franz die Versuche, die der Herr Pfarrer mit dem Magnet anstellte. Denn er ließ ihn nicht bloß Schlüssel und andere Eisenstücke an sich ziehen, sondern strich damit auch unter dem Tische hin und her, wodurch die auf demselben liegenden Eisenspäne in Bewegung geriethen, und zu tanzen, und hin und her zu laufen schienen. Wie groß aber war erst sein Erstaunen, als der ehrwürdige Herr ihm erzählte, daß eine mit Magnet bestrichene stählerne Nadelspitze es sey, welche den Schiffern auf dem Meere den Weg zeige, wenn sie nach Ländern fahren, die viele tausend Meilen weit von den unsrigen entfernt liegen, und wohin zu Lande kein Weg und kein Fuhrwerk gehen kann.

Der Herr Pfarrer sprach sodann noch Vieles von dem Nutzen, welchen die Mineralien überhaupt den Menschen leisten, und der eben so groß, als mannigfaltig ist. Denn die Erden verschaffen dem Pflanzenreiche, und dadurch auch dem Thierreiche Nahrung; sie werden zu Arzneyen, zum Bauen, zu Gefäßen von Thon und Porzellan, zu Farben, zur Politur der Metalle u. s. w. gebraucht.

Die Steine dienen zur Festigkeit der Erde, sonderlich der Berge und Ufer, zum

Bauen,

Bauen, zu Farben, zum Feueranschlagen, zum Glasmachen, zum Wetzen der Messer, und dergl.

Die Salze geben allen Speisen und Getränken ihren Geschmack, werden zu Arzneyen, zu Farben, zum Schießpulver, und fast in allen Künsten gebraucht.

Die Erdharze verwendet man zu Arzneyen, Farben, zum Kütt, zum Räuchern, zur Feurung.

Die Metalle dienen zu Geldmünzen, zu Geräthen und Instrumenten, imgleichen zu Arzneyen. Insonderheit kann keine Kunst, kein Handwerk und Gewerbe des Eisens entbehren, welches daher auch unter allen am häufigsten und überall auf der Erde gefunden wird. Denn

Was ist uns nützlicher, das Eisen oder Gold? —
Drum gibt's des erstern mehr: so hat es Gott gewollt.

Auch die Halbmetalle dienen zur Arzney, zu Farben, zur Reinigung und Veränderung der Metalle, und besonders das Quecksilber zum Vergolden, zu Spiegeln, Barometern und Thermometern.

Und alle diese Schätze der Natur vertheilte Gott auf der ganzen Erde; legte sie in

den

den Gebirgen, in den tiefsten Abgründen der Felsen und Hügel für uns gleichsam verborgen hin, damit der Mensch seine Kräfte üben, durch Arbeit etwas davon gewinnen, und das Gefundene zum Nutzen seiner Mitgeschöpfe bereiten möge.

Natur, Natur! wie reich bist du an Werken,
An denen selbst ein Kind kann Gottes Daseyn merken!

Zweyundvierzigstes Kapitel.

Von Peträfacten oder Versteinerungen.

Höchst vergnügt über den angenehmen und lehrreichen Abend wollte die Gesellschaft nun eben auseinander gehen: als Meister Conrad neugierig einen Stein ergriff, ihn von allen Seiten ansah, und bedenklich fragte: was soll das seyn? — Es ist, sagte der Herr Pfarrer ganz gleichgiltig, ein Stein, der einst eine Schnecke war, wie sie sehen. — Ein Stein, der einst eine Schnecke war? sagte Meister Conrad, und machte dabey eine Miene, als wenn er Lust hätte, ein wenig daran zu zweifeln. Ich habe wohl, fuhr er nach einer kleinen Weile fort, Bilder von Thieren, Kräutern und Pflanzen auf Steinen abgedrückt gesehn; aber eine versteinerte Schnecke sah ich noch nie. — Und doch,

erwiederte der Herr Pfarrer, gibt es nicht nur von dieser Art, sondern auch von ungleich größern Thieren, als Elephanten, Büffeln, Löwen, Bären, Hirschen u. s. w. eine erstaunliche Menge solcher Versteinerungen. Man findet diese wunderbaren Geschöpfe gemeiniglich auf den höchsten Bergen, wo sie schichtweise und in ordentlichen Reihen aufeinander liegen. Sonderbar ist dabey der Umstand, daß man versteinerte Thiere an solchen Orten findet, wo doch das Thier in seinem Leben nicht gewohnt haben kann. Auf dem Harzgebirge z. E. findet man Elephantenknochen, Rhinozeroshörner, Löwengerippe; und gleichwohl hat es nie Elephanten, Rhinozerosse und Löwen auf dem Harze gegeben. Ja, was das wunderbarste bey diesen Erscheinungen ist, man entdeckt sogar versteinerte Thiere, die bey ihrem ehemaligen Leben sich nur im Meere aufhalten konnten, z. B. Knochen von Wallfischen, Seethiere und Muscheln in unbeschreiblicher Menge im Bauche der höchsten Berge. Eben die Schnecke, die sie da in der Hand haben, lebt nicht auf dem Lande, sondern im Meere; und doch ward sie auf dem Gipfel eines hohen Berges gefunden.

Aber wie sind denn die Elephanten auf den Harz, und Meerthiere auf hohe Berge gekommen? fragte Meister Conrad.

Ver-

Vermuthlich, antwortete der Herr Pfarrer, weil in alten Zeiten daselbst das Meer gewesen ist. Denn unsre Welt sah nicht immer so aus, wie sie itzo aussieht. Hier in Salzburg selbst war einst, wie Sie wissen, ein großer, dichter Wald; und wo wir itzo von der Natur und dem Schöpfer sprechen, brummten einst Bären, und heulten Wölfe. Und so gibt es auch ganze Länder, wo vor etlichen tausend Jahren nichts, als Wasser zu sehen war. Damals schwammen Wallfische herum, und Seehunde spielten daselbst; und itzo wohnen dort viele tausend gute und geschickte Menschen, treiben Künste oder den Ackerbau, und denken dabey an kein Meer. Das alles thut Gott; er wirkt Wunder, von denen tausend Menschen nichts sehen und wissen.

Diese Rede setzte den alten Meister Conrad in großes Erstaunen. Er ergriff die Hand des Herrn Pfarrers, drückte sie treuherzig, und ging dann schweigend und sinnend nach Hause.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Die Ernte.

Verflossen war indessen schon lange der Frühling, die Blüthen verweht, und die Blumen verwelkt. Die Natur hatte nun wieder eine andere Gestalt, ein ernsteres, feyerlicheres Ansehn. Die Sonne wandelte hoch am Himmel dahin; durchglühte die Luft, durchwärmte die Wasser, durchbrannte die Erde. Da suchten die Herden kühlenden Schatten; die Vögel flogen den Hainen und Wäldern zu, und verbargen sich unter den Zweigen der Bäume. Nur hier und dort sonnte sich ein Insekt, und Grillen zirpten.

Aber auch in dieser Gestalt war die Natur reich an Schönheit und Segen. Früchte aller Art wurden durch die brennende Sonnenhitze ihrer Reife immer näher gebracht; die Getreidefelder standen hoch und schwer, und wogten wie die Wellen eines Sees, rauschend hin und her, wenn der leiseste Wind über sie hinstrich.

Die Getreideernte nahm nun ihren Anfang: die Schnitter, mit Sicheln bewaffnet, machten sich noch vor Sonnenaufgang hinaus auf das Feld; und in wenigen Stunden

waren ganze Aecker abgemäht, und die Halme lagen lang und schwer in Wellen rings umher.

Dann wurden auf dem hohen Feld
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden und emporgestellt;
Es war nicht Ruh, nicht Rast.
Und itzo kam in vollem Lauf
Der Wagen angerollt;
Er nahm die reiche Ladung auf,
Und glänzt' von ihr, wie Gold.

Diesem herrlichen Schauspiele sah Franz mit innigem Vergnügen zu; denn der Herr Pfarrer hatte ihn eigens zur Stadt hinausgeführt, damit er sehe, wie der Landmann im Schweiße seines Angesichts sein Brot erwirbt, und von ihm Fleiß und Arbeitsamkeit lerne. Es war ein heiterer, aber heißer Nachmittag: die Sonne stand noch hoch am Himmel, und brannte wie Feuer: der Schweiß floß den guten Schnittern von ihren verbrannten Gesichtern; und doch war alles geschäftig und froh und munter. Denn die Beschwerden der Ernte trägt der Landmann mit Freude: da sieht er seine lange, mühevolle Arbeit belohnt, seine Wünsche erfüllt; er kann seine leeren Scheunen wieder mit Vorrath auf ein ganzes Jahr anfüllen, seinen Kindern Brot geben, und das Uebrige zu Gelde machen. Er ist nun sicher vor Schlossen, Hagel und Unge-

wittern, die ihm oft in wenigen Augenblicken die Arbeit eines ganzen Jahres zernichten. Darum ist er so froh, arbeitet von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unermüdet fort, und achtet der sengenden Sonnenstrahlen und der Schwielen in seiner Hand nicht. Die Erntezeit ist ihm die angenehmste Zeit im ganzen Jahre.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kommt diesem Feste bey;
Es fühlet auch kein Städter ganz,
Was Erntefreude sey.
Des Ackersmannes sauern Schweiß
Belohnet dieses Fest:
Er nimmt und ißt zu dessen Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Das Donnerwetter.

Die Tageslänge nahm nun zwar immer mehr ab; aber die Hitze schien nur noch mehr zuzunehmen. Die Luft war voll böser Dünste, dick und schwefelicht; auch nicht der leiseste Hauch eines Windes setzte sie in Bewegung. Menschen und Thiere athmeten schwer, und seufzten nach Kühlung und einem erquickenden Regen.

Am dritten August Nachmittags um drey Uhr zog endlich von Abend her eine düstre Wolke langsam am Himmel herauf; sie ward zusehends größer und schwärzer, und verbreitete sich nach und nach über den ganzen Gesichtskreis. Dumpf hörte man Anfangs den Donner von Ferne rollen; aber bald erscholl seine Stimme näher und lauter; und nun gab man von den Thürmen der Stadt und der benachbarten Orte umher das Zeichen, das ein Hochgewitter im Anzug sey.

In eben dem Augenblicke trat auch der Herr Pfarrer in das Zimmer des Herrn Traugott, wo Franz und seine Schwester ihn mit Sehnsucht erwarteten. Denn die beyden Kinder fürchteten sich bey einem Gewitter sehr, und nur in seiner Gegenwart zitterten sie weniger. Denn er erklärte ihnen, wie ein Gewitter entstehe, und daß dasselbe eben so wenig eine Strafe Gottes sey, als Regen und Thau, oder irgend eine andre Naturerscheinung.

Gott zürnet nicht mit uns in schweren Ungewittern;
Er thut uns wohl dadurch: was sollten wir denn zittern,
Wenn Stürme brausen, und in schöner Pracht
Die Blitze leuchten, und der Donner kracht?

Die Gewitter vermindern die Hitze der Luft, und verbrennen die darin befindlichen öhlichten und schwefligen Theile, welche Men-

 schen

schen und Thieren, die sie einathmen, schädlich sind. Daher ist es uns auch nach einem Gewitter so wohl; wir sind wie neugeboren; indeß wir uns vor demselben gewöhnlich nur bange, träg und schwerfällig fühlten. Vorzüglich ist ein Gewitter dem Pflanzenreiche sehr gedeihlich. Blumen, Bäume und Wiesen werden dadurch erquickt, und alle Gewächse auf dem Felde und in den Gärten wachsen stärker und schöner empor. Wenn daher in mehrern Jahren keine Gewitter wären, würde die Erde bald nichts mehr zur Reife bringen, und ein ungesunder Wohnplatz für uns werden.

„Wenn nur der Donner nicht so fürchterlich krachte! sagte Franz: den Blitz fürchte ich schon weniger.„ — Und doch, lieber Knabe! antwortete der Herr Pfarrer, hast du dich vor dem Donner noch am wenigsten zu fürchten. Dies ist ein blosser Schall, welcher eben so wenig tödtet, als das Sausen des Windes oder das Rauschen des Wassers.

„Aber man hat doch Beyspiele, daß Menschen vom Blitze sind erschlagen worden.„ — — Ja, diese hat man; aber sie sind äußerst selten; und ereignet sich ja hier und dort so ein Fall, so muß man denken, daß die beste Stunde zum Sterben für den erschlagenen Menschen eben gekommen war.

Und

Und wenn er den Blitz nicht selbst durch Unvorsichtigkeit auf sich gezogen, und vorher rechtschaffen und christlich gelebt hat, so gibt es fast keine schönere Todesart, als diese. Denn man ist dabey gewiß, daß der Verstorbene nicht selbst Schuld daran gewesen, und er verscheidet ohne Schmerzen so schnell, daß er nicht weiß, wie ihm geschieht. Die Vorsichtsregeln, welche man bey einem Gewitter zu beobachten hat, sind aber folgende:

1) Wenn du im Felde oder unter Weges bist, und es kommt ein Gewitter, so suche ja nicht Schutz unter einem Baume. Das elektrische Feuer fährt allzeit aus der Wolke am liebsten nach hohen Dingen, nach Bäumen, Thürmen und hohen Gebäuden, und an diesen läuft es hinunter bis an die Erde. Darum ist es gefährlich, unter Bäume zu stehen; und man thut besser, sich vom Regen durchnässen zu lassen, und etwa acht Schritte weit von einem Baume stehen zu bleiben. Ist gar kein Baum oder sonst nichts Hohes in der Gegend, und die Gewitterwolke ist gerade über dir, so lege dich glatt auf den Boden hin. Bist du zu Pferde, oder mit einem Wagen im Felde, so sieh, wie du die Pferde etwa anbindest, und stelle dich acht Schritte weit davon; wenn nämlich das Gewitter schon gerade über dir ist, sonst

jage lieber nach dem nächsten Orte, ehe es so nahe kommt.

2) Zu Hause setze oder stelle dich während des Gewitters an keine Wand, keinen Rauchfang, Ofen und dergleichen; auch nicht unter die Hausthür: sondern in die Mitte der Stube, und noch lieber ins Vorhaus.

3) Ehe das Gewitter nahe kommt, laß frische Luft ins Zimmer; sodann verschließe die Fenster, und öffne dafür die Thür, damit du nicht vom Dunst erstickest, wenn es einschlagen sollte. Hast du viel Metall an dir, z. B. metallene Knöpfe und dergleichen, so lege es ab.

4) Kommt das Gewitter des Nachts, so bleib nicht im Bette liegen. Sieh auch nicht zu oft in den Blitz; du könntest sonst blind werden, oder doch dein Gesicht schwächen.

5) Mache kein Feuer an, weil der aufsteigende Rauch den Blitz leiten könnte, daß er das Haus träfe.

Solche Vorsicht ist nicht nöthig, und man braucht sich gar nicht zu fürchten, wenn das Gewitter nicht sehr nahe ist. Man kann aber wissen, wie weit es entfernt ist, wenn man Acht gibt, wie bald der Knall hinter

dem

dem Bliz drein kommt. Wenn man dazwischen noch 6 bis 7 Pulsschläge zählen kann, so ist der Ort, wo die Gewitterwolke das elektrische Feuer von sich gibt, noch eine halbe Stunde entfernt, und es hat keine Gefahr. Geschieht aber Bliz und Schlag eher hinter einander, so ist Vorsicht nöthig.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Es schlägt ein.

Während dieses Gespräches hatte das Gewitter mächtig zugenommen, und die elektrischen Wolken schienen gerade über der Stadt zu stehn. Der Donner rollte so gewaltig, daß es an den Bergen umher wiederhallte, und die Fenster an den Häusern klirrten. Man sah den Bliz, bald wie eine brennende Schnur gerade durch die Luft fahren, bald im Zikzak von Wolke zu Wolke springen; und plözlich erfolgte ein fürchterlicher Schlag: der Bliz fuhr auf ein benachbartes Haus nieder, auf welchem eine Wetterstange angebracht war, und lief längs dem Ableiter, wie eine feurige Schlange, herab. Die Kinder fuhren vor Schrecken zusammen, und der Herr Pfarrer und Herr Traugott sprangen an das Fenster, um zu sehen, ob kein Feuerlärm entstehen

hen würde. Allein alles blieb still und ruhig, und Meister Conrad, der bald darauf ins Zimmer trat, brachte die Nachricht, daß der Strahl an dem Blitzableiter herabgefahren sey, ohne dem Gebäude, oder den Inwohnern auch nur den geringsten Schaden zu thun. Nun war auf einmal alle Furcht dahin; und da sich eben ein kühlender Wind erhob, und ein erquickender Regen in dichten Strömen niederstürzte, so entflohn in kurzer Zeit die Gewitterwolken; die Luft ward rein, und bald sah man die Abend-Sonne schön und freundlich durch die zerrissenen Wolken durchblicken.

Herr Traugott eröffnete sogleich alle Fenster, um die liebe kühle Gottesluft herein zu lassen; und mit dieser strömte neue Munterkeit und neues Leben in Körper und Seele. Besonders fühlte sich Meister Conrad, welcher bey seiner Arbeit durch die schwüle Hitze des Tages viel gelitten hatte, dadurch so erquickt, so ermuntert und froh, daß er aus vollem Halse und mit wahrer Rührung ein Lied anstimmte, wobey alle Anwesenden mitsingen mußten:

Ich vor dem Donner fürchten mich
Und vor des Blitzes Pracht?
Da müßt' ich schlecht erkennen dich,
Der Blitz und Donner macht.

Der

Der du vom Himmel Feuer schickst,
Du sendest auch den Thau,
Und Korn und Blumen; du erquickst
Den Hügel und die Au.

Der du die Wolken zittern machst,
Du gibst auch Sonnenschein,
Und milde Frühlingsluft; du machst
Daß Saat und Frucht gedeihn.

Es hatten böse Dünste sich
Gezogen um uns her.
Die Luft war dick, und schwefelich,
Der Athem ging nur schwer.

Da sahen wir den Himmel an,
Und Gott verstand den Blick.
Mit einmal war es auch gethan,
Er schlug den Dampf zurück.

Ein paarmal flammts, dann ists vorbey;
Gereinigt ist die Luft.
Der Athem ist nun wieder frey,
Das Land gibt frischen Duft.

Nur unsrer Eiche, nah am See,
Fiel das Gewitter schwer.
Doch thats ihr darum gar nicht weh;
Auch gibts der Eichen mehr.

Kann Gott es leiden, kann ich's auch,
Denk ich; und damit gut.
Zudem, es war ein schöner Rauch,
Und schöne helle Glut.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Auf einen frohen Morgen folgt oft ein trauriger Abend.

Am folgenden Tage gab es den herrlichsten Morgen. Die Erde, durch den gestrigen Gewitterregen erfrischt, blühte und grünte, und verbreitete den angenehmsten Wohlgeruch umher. Die muntern Vögel sangen ihr Morgenlied, und die Schwalben zwitscherten auf den Dächern der Häuser.

Therese war schon mit der Morgenröthe erwacht, und setzte sich sogleich zu ihrer Arbeit; denn sie war ein überaus fleißiges Mädchen, und hielt viel auf den Spruch: **Morgenstunde hat Gold im Munde.** Sie weckte sodann ihren Bruder, damit auch er den schönen Morgen genießen, und sich zur Schule vorbereiten könnte.

Auf, Bruder, auf! der Tag bricht an;
Die hohe Sonne fährt heran:
Auf, muntrer Bruder, säume nicht,
Uns weckt und winkt ihr freundlich Licht!

O sieh, o sieh! Sie nähert sich,
Und alles, alles freuet sich.
Und alles dankt, und alles singt
Dem Schöpfer, der sie wiederbringt.

Auf,

Auf, Bruder, auf! zum Lobgesang
Des Schöpfers tön' auch unser Dank!
Dank sey dem Herrn, der sie gemacht,
Auch von uns Kleinen itzt gebracht!

So gut und so froh fiengen die beyden Geschwister den Tag an, und es ahndete ihnen nicht, daß auf einen so schönen Morgen ein trauriger Abend folgen würde. Wie erschracken sie daher, und wie weinten sie so bitterlich, als ihnen ihr Vater sagte, daß gerade vor einer Stunde Paul, ihr treuer Gefährte und Freund gestorben sey! Die Ursache seines Todes war ein neuer Beweis von der Wahrheit, daß Kinder nur zu oft sich selbst unglücklich machen.

Paul hatte nämlich vor einigen Wochen mit einigen seiner Mitschüler nahe bey einem Hause gespielt, hinter welchem ein Brunnen war. Die Hitze des Tages war groß, und Paul erhitzte sich durch das Spiel noch mehr, und empfand den heißesten Durst. Ohne vorher im mindesten auszuruhn, und einen Bissen Brot zu essen, lief er sogleich zum Brunnen, und trank hastig hinein. Einige Zeit darauf wurde Paul bleich; sein Fleisch und seine blühende Farbe verschwand, und er verlor die Lust zum Lernen. Nichts freute ihn mehr; er wurde verdrüßlich, und Niemand wußte sich, diese schnelle Veränderung zu erklären.

klären. Er wurde zusehends elender; ein peinlicher Husten quälte ihn Tag und Nacht; und nun erst merkte man, woher dieß alles käme; allein es war schon zu spät: der unglückliche Knabe mußte im neunten Jahre seines Lebens sterben. Aber im Tode zeigte er sich noch gutherzig und liebenswürdig; denn er bat seine Eltern mit Thränen im Auge, sie möchten's doch allen Kindern sagen: ein schneller Trunk habe ihn ins Grab gebracht.

Sieben u. vierzigstes Kapitel.

Paul ist nicht mehr.

Als sich die guten Kinder satt geweint hatten, nahm Herr Traugott den kleinen Franz bey der Hand, und sagte: Komm mit mir! wir wollen deinen Paul noch einmal sehen!

„Ach, lieber Vater! antwortete Franz: er ist ja gestorben!„

Ja, er ist gestorben, und eben darum wollen wir ihn noch einmal sehen, ehe er begraben wird: so sagte Herr Traugott, und führte seinen Sohn in das Haus, worin die Eltern des Verstorbenen wohnten. Da fanden sie nun den Knaben starr und blaß, in ein Leichentuch gehüllt, in einem hölzernen Sarge liegen. Eine düstre Lampe brannte dabey.

Sieh,

Sieh, da liegt er nun, sagte Herr Traugott: denkst du denn, daß er noch eben der Paul ist, der dich so oft besuchte, und mit dir zur Schule ging?

Franz. Ja, Vater! aber er hat nur sein blaues Kleid nicht mehr an.

Herr Traugott. Du hast Recht; aber das ist nicht alles, was ihm fehlt. Sieht er denn noch eben so aus, wie sonst?

Franz. Er sieht wohl so; aber doch nicht recht. Er macht ja die Augen nicht auf: ich glaube, daß er schläft: Paul! Paul!

Herr Traugott. Ja, rufe du nur: Paul schläft nicht; denn wenn man schläft, so hohlt man doch Athem; aber Paul hohlt keinen Athem mehr. Wenn du ihn rufst, so hört er nicht; wenn du ihn gleich anrühreſt, er fühlt es nicht; er bewegt sich auch nicht mehr, wie du wohl siehst.

Franz. Aber warum hört er denn nicht, und warum rührt er sich gar nicht einmal?

Herr Traugott. Weil das, was du hier siehst, nur sein Leib ist. Der Leib allein macht aber keinen Menschen aus, sondern ein Leib und eine Seele, die beysammen sind.

Franz. Vater! wie sieht denn die Seele aus?

Herr Traugott. Man kann die Seele nicht sehen, aber das kannst du hier wenigstens sehen, was deine Seele alles thun kann, wenn sie noch bey dem Leibe ist. Ich und du, wir leben noch; bey uns sind Leib und Seele noch beysammen. Wir sehen, wir hören, wir fühlen, wir bewegen uns, wir reden: daß alles thut nicht unser Leib allein, sondern Seele und Leib zugleich; denn wenn es der Leib allein könnte, so würde es dieser ja auch thun; er höret, fühlet und bewegt sich aber nicht, also muß ihm etwas fehlen; und das, was ihm fehlt, ist — was glaubst du nun?

Franz. Die Seele?

Herr Traugott. Richtig, mein Kind! diese fehlt ihm. Aber auch meine und deine Seele wird einst den Leib verlassen, und wenn es nach dem Alter geht, so werde ich wohl bald und lange vor dir sterben. Alsdann wird mein Leib eben so da liegen, wie hier der kleine Paul, das heißt: er wird todt seyn; und du wirst vielleicht eben so vor demselben stehn, wie wir itzo hier stehn; wirst denken, ich wäre nicht mehr, und vielleicht um mich weinen. Und doch werde ich auch dann noch seyn, viel gesünder, froher und herrlicher, als hier. Denn der Leib, den du bey mir,

bey

bey dir und andern Menschen siehst, ist nicht der ganze Mensch; ist auch nicht das Vornehmste am Menschen. Das Vornehmste ist der himmlische Geist, der uns belebt; und den wir Seele nennen. Diese Seele stirbt nicht, wie der Leib; sie lebt immer fort; verläßt nur den Körper, und geht zu Gott. — Liebes Kind! es wird mich zwar schmerzen, wenn ich sterben und dich verlassen muß; aber ich freue mich doch, daß ich zu Gott kommen soll. Weine nicht, wir werden uns ja wieder sehen, werden da oben alle wieder zusammen kommen, viel vergnügter als hier. Da wird uns erst recht wohl seyn; da werden wir immer beysammen bleiben; da wirst du und ich nicht mehr weinen; da wirst du mich und deine Mutter und deinen Paul wieder finden, und du wirst uns, und wir dich noch viel lieber haben, als hier. Da wirst du alles haben, was du nur willst. Sieh, das alles wird Gott thun, wenn du immer gut und fromm und fleißig seyn wirst; und das wirst du doch seyn?

Franz konnte vor Thränen nicht reden; er ergriff die Hand seines Vaters, küßte sie mit Inbrunst, und drückte sie an sein Herz.

Ende des ersten Theils.

Kleine Salzburgische Schulschriften.

Das Kinderbuch. Ein Geschenk für Anfänger. Dritte Auflage. 1799.

Der kleine Abcschüler. Zum Gebrauche in unsern Landschulen. Dritte Auflage. 1798.

Der kleine Schreib- und Leseschüler. Ein Geschenk für Kinder, die in kurzer Zeit schreiben und Geschriebenes lesen lernen wollen. Vierte Auflage. 1799. Erster Theil.

— — Zweyter Theil, welcher Anleitung zur Orthographie enthält. 1799.

Franz Traugott. Eine lehrreiche Kindergeschichte. Neueste Auflage. 1799.

Anleitung zur Rechenkunst. Erster Theil. Zweyte Auflage. 1798.

— — Zweyter Theil. 1799.

Geographie von Salzburg. 1796.

Moralisches Lesebuch. Zweyte Auflage. 1796.

Evangelien auf alle Sonn- und Festtage. 1794.

Episteln und Evangelien auf alle Sonntage, Feste und andere Tage des Jahres. Zweyte Auflage. 1797.

Verbesserung.

Seite	Zeile	anstatt	lies
36	letzte	Kinder.	Kindern.
44	8	Negel.	Nebel.
93	22	Hippopotanus.	Hippopotamus.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vierthaler, Franz Michael,

Franz Traugott eine lehrreiche Kindergeschichte

Salzburg 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.301
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301473-6
VD18 10688064-003